



Berlin, den 25. Februar 1899.

Der Präsident.

Am siebzehnten Januar 1895, als der großindustrielle Feudalherr Casimir-Périer nach siebenmonatiger Präsidentschaft in übler Laune dem Elysée entlaufen war, wurde im zweiten Wahlgange der Marineminister Félix Faure zum Präsidenten der französischen Republik erwählt, weil die 184 Wähler, die vorher für Herrn Waldeck-Rousseau gestimmt hatten, den politisch unbescholtenen, als Swell von guten Manieren bekannten Herrn aus Havre dem düster und feierlich blickenden radikalen Tribunen Henri Brisson vorzogen. Brisson war damals, ehe er um rasch verrauschten Eintagsruhm seine sämtlichen Grundsätze verleugnet hatte, ein Programm und er schien ein Wille; Faure war ein netter, wohlhabender Mann, ein gesättigter Lederrentier, der sich eine hübsche Nacht hielt, gute englische Kravatten trug, bei keinem mondänen Vergnügen fehlte und behaglich lebte und leben ließ. Konnte den Abgeordneten und Senatoren, die auf der Spitze der Staatspyramide am Liebsten eine anmuthige Nichtigkeit hungern sehen, die Wahl schwer sein? Von Brisson hatten sie viel, von Faure nichts zu fürchten. Zwar nannte der mit dem sanftesten Sozialismus äugelnde Herr Goblet den in Versailles Erwählten un Président de droite, einen Präsidenten der Reaktionäre, wie man bei uns sagen würde; aber er wurde ausgelacht. Und wer das sehrreiche kleine Buch liest, in dem Léon Muel eben die Geschichte der französischen Ministerkrisen während der letzten vier Jahre geschrieben hat, wird im Ernst nicht behaupten können, daß unter Faure, der Bourgeois und Brisson zur Leitung der Geschäfte berief, reaktionäre Politik getrieben wurde. Der Nachfolger Casimir-Périers täuschte die Erwartung seiner Wähler nicht: er repräsen-

tierte und amusierte Frankreich, fügte sich der wechselnden Politik seiner Minister und wäre im Dezember 1901 wahrscheinlich wieder gewählt worden. Nun ist er plötzlich gestorben. Während er wohl schon von der Eröffnung der Weltausstellung träumte und sich zu einer Reise ans Mittelländische Meer rüstete, wo er in Monte Carlo den Zaren, in Nizza die Königin von England, in Beaulieu den König der Belgier und in Bordighera die Kaiserin Friedrich besuchen wollte, machte eine Gehirnhämorrhagie seinen bunten Plänen ein Ende. Und nun sah man das selbe Schauspiel, das sich vor vier Jahren abgespielt hatte. Am achtzehnten Februar 1899 wurde zum Präsidenten der französischen Republik der Senatspräsident Emile Loubet erwählt, weil die Mehrheit der Abgeordneten und Senatoren in dem früheren Bürgermeister von Montélimar, der sich nie durch besondere Intelligenz oder Willenskraft lästig gemacht hatte, ein gefügigeres Werkzeug zu finden hoffte als in dem zähen, energischen und klugen Herrn Méline, der ihnen als Ministerpräsident gezeigt hatte, daß mit ihm nicht zu spaßen ist. In einem Punkt nur unterschieden sich die beiden Schauspiele: diesmal gab es keinen Besiegten. Denn Herr Méline war klug genug gewesen, gar nicht erst zu kandidiren; mochten die Freunde ihn noch so sehr bedrängen: er wußte, daß er, als eine starke, deutlich erkennbare Individualität, nicht der Mann der Mehrheit sein konnte, die für den elysäischen Palast einen stilleren Wirth suchte, und stimmte selbst für Loubet, der ihm politisch so nah steht wie bei uns etwa Herr von Kardorff dem Grafen Mirbach. Aber Mélines Name war einen Augenblick genannt worden; und diese Thatfache genügte, um alle Radikalen und Sozialisten für Loubet mobil zu machen, mit dem sie politisch nicht die mindeste Gemeinschaft haben. Une haine commune vous unit, rief Bismarck einst der rothen und schwarzen Schaar seiner Gegner zu; das selbe Wort konnte auch Méline sprechen, da er die Todfeinde vereint für Loubet stimmen sah, der Jahre lang der Vertreter der reaktionärsten, den Radikalen verhaßtesten Körperschaft gewesen war.

Die deutsche Presse hat längst verlernt, französische Vorgänge in kühler Gelassenheit zu betrachten. Fürst Hohenlohe hat den Reichstag zu der mindestens überflüssigen Kundgebung einer Theilnahme veranlaßt, die in Frankreich nicht erwidert, sondern nur als ein Zeichen der Schwäche und ein Versuch sachter Annäherung gedeutet werden wird, und dabei gesagt, der Deutsche sehe in dem französischen Volk „einen der größten Träger der Civilisation“. Diese Ansicht mag der Kanzler in den selben Zeitungen gefunden haben, in denen der witzige Herr von Bülow die deutschen Sympathien für die Vereinigten Staaten entdeckt hat. Wir anderen, von amtlicher Weisheit nicht erhellen

Erdenbewohner lesen seit Jahr und Tag, daß die französische Armee von Gaunern, Fälschern und Mauthelmördern geleitet wird, daß strupellose und listige Pfaffen das Land beherrschen und das Volk in dumpfer Kirchenzucht und knechtischer Knutenanbetung völlig verkommen ist. Uns sind auch jetzt wieder nur Gräuelmärcen aus dem Franzenreich berichtet worden. Weil die Pariser ein heißes, von politischen Ereignissen leicht erregtes Temperament haben und leidenschaftlich auf politische Vorgänge reagiren, wird uns erzählt, an der Seine hause die Anarchie, — als ob nicht sogar die hitzigste Uebertreibung des politischen Interesses besser und nützlicher wäre als die stumpfe Gleichgiltigkeit, die Alles regungslos über sich ergehen läßt. Zu dem neudeutschen System, dessen Segnungen selbst der Blinde bald spüren wird, gehört aber nun einmal das Eigenlob, mag es auch übel duften, und die Lästerung und Verhöhnung der Nachbarn. Deshalb durften die Sensationen, die sich in Paris und Versailles abspielten, nicht ungenützt bleiben: an ihnen konnte der gute Bürger, wie an einem Schulbeispiel, lernen, daß nur im Deutschen Reich das Leben schön und bekömmlich ist. Und so wurde ihm denn mitgetheilt, Frankreich werde nicht lange mehr Republik sein, sondern nächstens einem festen Soldaten als Diktator huldigen; Faure sei ein eitler Narr, ein Säbelanbeter und Antisemit gewesen; und Doubet sei zwar ein höchst ehrenwerther Mann, werde aber, da dem Präsidenten keine Macht gegeben sei, gegen den Jesuitengeneral und die verpfaßten Heerführer nichts ausrichten können. Mit solchen Gespenstergeschichten schreckte man sonst allensfalls schläfrige Kinder ins Bett; jetzt werden wache, erwachsene Männer damit bewirthet.

Daß Marianne sehnüchtig den starken, brutalen Bändiger sucht, hören wir seit fast dreißig Jahren. Wer genau hinsieht, muß merken, daß die Aussichten der Prätendenten schlechter geworden sind und die Gewöhnung an die republikanische Staatsform sich immer fester eingewurzelt hat. Die herrschende Bourgeoisie, die überall für profitliche Ruhe und Händlerfrieden ist, will von einer Umwälzung nichts wissen, die, wie sie schließlich auch enden mag, stets die Berechnungen der Kapitalisten stört. Das Proletariat, die Masse der städtischen Bevölkerung, ist für die sogenannte legitime Monarchie von Gottes Gnaden so wenig wie für den Caesarismus zu haben. Was bleibt? Die Armee, die aber doch kein eigenes, vom Volk geschiedenes Leben führt und die, trotz allem Gerede, in Frankreich eine unvergleichlich bescheidnere Rolle spielt als in Deutschland. Die Schauergeschichte vom Jesuitenpater Dulac, der das Heer am Schnürchen lenkt, würde in einem Kolportageroman gar nicht übel wirken; im hellen Licht des Alltages klingt sie nur

komisch. Sind die Männer, die jetzt das Heer gegen den Ansturm des Dreifüßvolkes vertheidigen, sind die Vemaltre, Bourget, Coppée, Sully-Prudhomme, Barrès und die anderen Führer der mehr als achtzigtausend der besten Namen Frankreichs umfassenden Liga La Patrie Française etwa Jesuitenknechte und Kasernenbewunderer? Sind sie nicht vielmehr, da sie den größten Theil der Wissenschaft und humanistischen Bildung des Landes vertreten, eher als das Häuflein der mit ihrer Decadence prahlenden artistischen Stuger berechtigt, sich intellectuels und cérébraux zu nennen? Sie kämpfen für die Republik, der eine ernste Gefahr erst drohen wird, wenn die Provinzen, wenn die schwerfälligen Bauernschaaren sich gegen die pariser Schachermächtler erheben; und was sie wollen, hat Jules Vemaltre, Taines feinsten Schüler, neulich so ausgedrückt: Puisque le parlementarisme, tel que nous le voyons pratiqué, est l'impuissance, le désordre et quelquefois la honte, puisque nous n'avons rien à attendre ni de gouvernants qui ne gouvernent pas, ni de politiciens qui ne songent qu'à leurs intérêts électoraux, nous voulons agir et nous gouverner nous-mêmes, en dehors et au-dessus d'eux. Nous ferons nous-mêmes le plus que nous pourrons de nos affaires, puisque ceux que nous en croyions chargés les font si peu ou si mal. So sprechen nicht Knechte, die den Herrn suchen, sondern freie und selbstbewußte Männer, die wissen, daß die Republik verloren ist, wenn an der Spitze Muth und Entschlossenheit noch länger fehlen. Und weil sie die Republik retten möchten, deshalb haben sie sich bemüht, für die Wahl eines Präsidenten zu wirken, dessen Willenskraft auch durch die Furcht nicht zu brechen wäre, er könne in Paris unpopulär werden und statt der Hochrufe schrille Zischlaute hören.

Ein solcher Präsident war Felix Faure nicht. Er liebte den Beifall, liebte, wie manches gekrönte Staatsoberhaupt, geräuschvolle Feste, in deren Mittelpunkt er, ohne Schmähung fürchten zu müssen, als eleganter Herr glänzen konnte. Man hat ihn, sehr thöricht, getadelt, weil er auf gute Garderobe hielt; er war schon nach der besten englischen Mode gekleidet, als er in Hamburg noch seine Geschäftsfreunde besuchte, und konnte als Präsident der Bourgeoisrepublik doch nicht Anzüge tragen, wie sie dem Biebersteiner oder dem Grafen Philo passend scheinen. Es mag sein, daß er ein Bißchen eitel wurde, seit der Gossudar Imperator von Rußland ihn seinen Freund genannt und auf beide Backen geküßt hatte, und daß er im Bekanntenkreis von der Königin Viktoria als von seiner „alten Freundin“ sprach, mit der er etwa auftauchende Schwierigkeiten schnell erledigen werde. Ist es gar so wunderbar,

daß ihm seine persönlichen Erfolge zu Kopf stiegen? Er hatte Tage lang von früh bis spät mit dem mächtigsten Autokraten und dessen Frau verkehrt, hatte die kleine Zarentochter auf seinem Roturierknie reiten lassen und nie eine von den Taktlosigkeiten begangen, vor denen selbst die legitimsten Monarchen nicht immer bewahrt bleiben, und Bismarck hatte ihm als Sachverständigster das Zeugniß ausgestellt: „Herr Faure, der ein tüchtiger Kaufmann gewesen sein soll — gar keine üble Schule für Staatschefs —, scheint für die neue Mode der Reisepolitik allerlei nützliche Eigenschaften mitzubringen: er ist gegen Waggon- und Kabinenstrapazen offenbar abgehärtet, hat einen guten Magen und benimmt sich in heißen Tagen taktvoll und geschickt, ohne schädliche Uebertreibungen und Exzesse der Beredsamkeit“ . . . So leicht wie den Kronenträgern wird einem französischen Präsidenten das Leben nicht gemacht; er ist auch als Privatmann der Kritik, oft genug der boshaftesten und rohesten, ausgesetzt, die Staatsanwälte stützen sein Ansehen nicht und Garau d'Ache wird, selbst wenn er den Vertrauensmann der Nation noch so frech karikiert, nicht ins Gefängniß gesperrt. Da Felix Faure aus allen Anfechtungen als ein glücklicher Liebling der Massen hervorgegangen war, konnte man ihm die naive Freude an seinen Siegen wohl nachsehen. Daß er, der das Stichtblatt der Monarchisten war und bei Revuen von den graubärtigen Troupiers verspottet wurde, für die Diktatur des Säbels geschwärmt habe, ist eine läppische Erfindung; daß er dem katholischen Klerus nicht mit der wünschenswerthen Inbrunst huldige, war die stete Klage der Frommen; und daß er, trotzdem er gern mit der geistreichen Madame Gyp plauderte, kein Antisemit war, können seine jüdischen Freunde in Hamburg bezeugen. Er war ein vorzüglicher Präsident, ein Mann nach Mariannes Herzen, — nur eben kein Mann starker Aktion, keiner, der den Muth hatte, eine Weile unpopulär zu sein. Das Applausbedürfniß hatte seinen politischen Charakter mit einer drückenden Hypothek belastet. Deshalb trat er nie offen mit einer persönlichen Ansicht hervor und gebrauchte die Macht nicht, die ihm anvertraut war. Es ist eine Legende, daß der Präsident der französischen Republik ein machtloses Scheindasein führen müsse. Er hat das Recht, dem Ministerrath vorzusitzen und, so oft er will, das Wort zu ergreifen. Er verfügt über die Armee und besetzt alle bürgerlichen und militärischen Stellen. Die Verfassung giebt ihm, wie den beiden Kammern, das Recht, Gesetze vorzuschlagen, und sie erlaubt ihm, ihm allein, von den Kammern eine erneute Berathung verabschiedeter Gesetze zu fordern, die ihm nicht verweigert werden darf. Er kann an die Kammern Botschaften richten, die ein Minister in öffentlicher Sitzung

verlesen muß, kann zweimal in jeder Session auf je einen Monat beide Häuser vertagen und, wenn der Senat ihm zustimmt, die Deputirtenkammer auflösen. Kein Paragraph beschränkt ihn in der Wahl der Minister; und er kann, sobald es ihm nöthig scheint, durch eine Botschaft zum Lande sprechen. Diese — nicht geringen — Machtmittel hat Felix Faure eben so wenig wie Sadi Carnot benützt. Beide waren auch nicht gewählt worden, weil man sie für starke Männer hielt, sondern, weil die politischen Geschäftsleute die korrekteste Gleichgiltigkeit und die ehrsame Schwäche gekrönt sehen wollten.

Solchem Ruf dankt nun auch Herr Loubet, den der Kleinstadtwitz früher „die schöne Fatme“ nannte, das Glück seiner Wahl. Er gilt für bequem. Bei der Verfolgung der Panamaleute war er recht lau und zügelte, statt ihn zu spornen, den Eifer des Staatsanwaltes und der Polizei. Das haben die Fleckigen vom Schlage der Clémenceau und Reinach ihm nie vergessen. Dazu kommt, daß er immer, wenn ihm keine bessere Phrase einfällt, die „großen Grundsätze von 1789“ im Munde führt, die ja auch den Theopolitikern theuer sind, — so theuer, daß sie ihnen nur um hohen Preis abgekauft werden können. Die Mehrheit der nach Macht lüsternen Beutejäger suchte einen stillen, ehrbaren, nicht kompromittirten Mann, der ihr als Präsident das Spiel nicht verderben würde, und sie fand Herrn Loubet; sie konnte ihn auf den höchsten Sitz heben, weil nach der Verfassung vom Jahre 1875 die Wahl, sobald der Präsidentenstuhl frei geworden ist, immédiatement vollzogen werden muß und in vierundzwanzig Stunden die Stimme des Landes nicht hörbar zu werden vermochte. Das Land hätte den Maire von Montélimar nicht gewählt; es ersehnt den providentiellen Mann, der, wie einst Jesus im Tempel, die Antwort auf die Frage weiß: Quod signum ostendis nobis quia haec facis? Herr Emile Loubet wird, um solchen neugierigen Fragen zu entgehen, vielleicht gar nichts thun und sich begnügen, die großen Grundsätze von 1789 spaziren zu führen. Die erste Botschaft, die er ins Land gehen ließ, schlängelt sich nur über dürre Gemeinplätze hin und verräth an keiner Stelle eine starke Persönlichkeit. In Gesprächen mit Zeitungsleuten hat der neue Herr freilich erklärt, er werde durch kraftvolles Auftreten bei Freunden und Feinden Staunen erregen. Er wird bald zeigen können, ob er den Muth hat, der Präsident der nationalen Wünsche zu werden, oder sich, dem Caucus zur Wonne, damit bescheiden will, ein Präsident wie andere Präsidenten seit Grévy's Tagen zu sein.



Die soziale Bewegung in der Kulturwelt.*)

Alle bisherigen Rechtsordnungen sind in letzter Reihe aus Machtverhältnissen entstanden und haben deshalb den Zweck verfolgt, den Nutzen der wenigen Mächtigen auf Kosten der großen Volksmassen zu fördern. Die Rechtssysteme des Alterthums, das griechische und das römische Recht, brachten dieses Verhältniß dadurch offen zum Ausdruck, daß sie den weit überwiegenden Theil der Bevölkerung durch das Institut der Sklaverei den Herren zur beliebigen Ausbeutung überwiesen. Auch die feudale Gesellschaftsordnung, die während des ganzen Mittelalters und bis tief in das achtzehnte und neunzehnte Jahrhundert ihre Geltung behauptet hat, besaß in der Hörigkeit und Leibeigenschaft Rechtsinstitute, die den selben Zweck und Erfolg hatten. Auch die französische Revolution, unter deren Nachwirkungen noch heute die gesamte Kulturwelt steht, hat dieses Mißverhältniß nur verdeckt, nicht beseitigt. Zwar lösten die französische Revolution und die mit ihr zusammenhängenden Bewegungen die persönliche Abhängigkeit der Volksmassen von bestimmten Machthabern auf und gründeten die wirtschaftliche Ordnung auf das System der Vertragsfreiheit; da jedoch diese Vertragsfreiheit nur eine scheinbare ist und bei den wichtigsten Verträgen Reiche und Arme, Mächtige und Machtlose einander gegenüberstehen, so blieben die Besitzlosen auch nach Aufhebung der Hörigkeit den Reichen als Volksklasse unterworfen. Trotz zahlreichen Versuchen, diese Zustände in Staat und Gesellschaft zu Gunsten der Volksmassen umzubilden, ist ein Rechtssystem, das dem Nutzen der weitesten Volkskreise und nicht dem von wenigen Mächtigen dient, in Theorie und Praxis erst noch zu schaffen.

Die erste Erhebung der unteren Volksklassen, die nach zahlreichen vergeblichen Versuchen wenigstens einen äußeren Erfolg hatte, war die Entstehung des Christenthums. Der älteste Christenglaube hatte, wie Dies auch von einem Programm der Armen nicht anders zu erwarten war, durchaus nicht jene fast ausschließlich auf das Uebersinnliche gerichtete Tendenz, die ihm später unter dem Einfluß der herrschenden Klassen aufgeprägt worden ist. Vielmehr hofften die ersten Christen, daß Christus in kurzer Zeit glorreich in den Wolken wiederkehren und ein herrliches irdisches Reich gründen würde, ein Reich, in dem die Letzten die Ersten sein würden und jeder Christ, der um Christi willen Vermögen und Familie hingegeben hätte, hundertfältigen Ersatz finden würde.**)

*) Fragment aus der in Bearbeitung begriffenen „Neuen Staatslehre“ des Verfassers.

**) Vgl. das Evangelium nach Matthäus 19, 27–30; nach Marcus 10, 28–31; nach Lukas 18, 28–30; Apokal. 20, 4 ff.; 21, 1 ff.

also, wie die Sozialreformer der neuen Zeit, als letztes Ziel einen den Armen günstigeren Gesellschaftszustand an und der Unterschied besteht nur darin, daß nach altchristlicher Auffassung die Herbeiführung des neuen Zustandes durch ein Wunder erfolgen sollte.

Aber die äußeren Verhältnisse, die bei Entstehung des Christenthumes die griechisch-römische Kulturwelt beherrschten, waren jenen Bestrebungen keineswegs günstig. Erwägt man, daß damals eine einzige Person den bekannten Erdkreis unumschränkt beherrschte, daß überall im römischen Reich einer verhältnißmäßig geringen Zahl von Freien eine ungeheure Masse von Sklaven gegenüberstand und daß auch die Freien durch die schroffsten Gegensätze des Reichthumes und der Armuth geschieden waren, so kann es nicht befremden, daß die ältesten Christen den Muth verloren, sich einem solchen Ozean von Unrecht und Gewaltthätigkeit entgegenzusetzen und die Rechte der Armen schon in diesem irdischen Dasein zur Geltung zu bringen. Deshalb, und weil auch die wunderbare Wiederkehr Christi nicht eintrat, wurde sehr bald das angestrebte Gottesreich in ein jenseitiges Leben verlegt, in dem die menschlichen Geschicke ihre gerechte Ausgleichung finden sollten. Dadurch wurde das Christenthum nicht nur seines sozialen Charakters entkleidet, sondern es wurde auch die Aufmerksamkeit der Volksmassen von den Ordnungen ihres irdischen Daseins abgelenkt, das nunmehr bloß als eine vergängliche Vorbereitung für das ewige Gottesreich im Jenseits erschien. Und wir sehen denn auch, daß die Bewegungen der Volksmassen in den nächsten zwei Jahrtausenden fast ausschließlich einen religiösen Charakter an sich trugen und daß in ihnen die sozialen Strömungen in Beziehung auf Ziel und Erfolg ohne große Bedeutung waren.

Erst nachdem die religiösen Gefühle durch die Reformation und durch die Aufklärungsperiode eine erhebliche Abschwächung erfahren hatten, erwachten in der großen französischen Revolution die unteren Volksklassen aus ihrem Todeschlummer. Zwar war diese Volksbewegung, ihrem vorherrschenden Charakter nach, eine politische Auseinandersetzung des Königthumes und der bevorrechtigten Stände mit dem aufstrebenden Bürgerthum; die ökonomischen Fesseln, die die besitzlosen Volksklassen drückten, wurden nur frisch bemalt, nicht gebrochen. Aber zum ersten Mal — und Dies wird der französischen Revolution für alle Zeiten ihre Bedeutung sichern — traten die unteren Volksklassen, ohne von religiösen Triebfedern bestimmt zu sein, als die bewegende Macht im Staate auf und erlangten Erfolge, die später nur zum Theil zurückgewonnen werden konnten.

Seitdem haben die Bestrebungen der besitzlosen Volksklassen, eine ihren Interessen entsprechende Rechtsordnung zu schaffen, niemals vollständig aufgehört. Bis zur Julirevolution verfolgten die Volksbewegungen, eben so wie die erste französische Revolution, vorherrschend politische Ziele, während

von dieser Zeit an der Sozialismus entschieden die Oberhand gewonnen hat. Gegenwärtig erstreckt sich die soziale Bewegung schon auf Europa, Amerika und Australien, und wenn man aus den vorhandenen Kultur- und Wirthschaftsverhältnissen, inneren Schicksal, jetzigen Zustand, so wird sie bald auch, Wirthschaft ergriffen haben, wo sich die unteren Volksklassen trotz einer alten Entwicklung in besonders gedrückter Lage befinden. Im zwanzigsten Jahrhundert wird die soziale Frage, darüber kann kein Zweifel bestehen, eine Frage der ganzen Menschheit sein.

Wien.

Professor Anton Menger.



Die deutsche Schule in Brasilien.

Zu den hauptsächlichsten Faktoren für die Erhaltung des Deutschtums im Auslande gehört die Pflege der deutschen Muttersprache. Am Wichtigsten ist es natürlich, daß in der Familie deutsch gesprochen wird, damit die Kinder in dauernder Uebung bleiben. Aber auch die deutsche Schule ist nicht zu unterschätzen. Denn die Eltern, selbst die gebildeteren, besitzen selten die Fähigkeit, ihre Kinder über die Regeln der Grammatik zu orientiren. Sind die Eltern gar ungebildet, so lernen die Kinder von ihnen zwar Deutsch, aber ein schlechtes Deutsch. Da setzt die Aufgabe der deutschen Schule ein, — und sie hat eine hohe Kulturaufgabe zu erfüllen.

Nur ein kleiner Theil der Deutschen im Auslande ist pekuniär in der Lage, seine Kinder in die Heimath zu senden und dort unterrichten zu lassen. Die Meisten, kleine Kaufleute, Gewerbetreibende, Handwerker, müssen dem Lande, in dem sie ihre Existenz gefunden haben, auch die Schulausbildung ihrer Kinder überlassen. Gewöhnlich bilden sie dann einen deutschen Schulverein, sammeln Geld, mietzen ein Schullokal oder kaufen ein geeignetes Gebäude und engagiren die Lehrkräfte auf gemeinschaftliche Kosten. Bisweilen bringen die Schulvereine es sogar zu einem stattlichen Vermögen. Die Lehrer werden mit Vorliebe aus Deutschland berufen. In neuerer Zeit werden Lehrer mit seminaristischer Vorbildung bevorzugt.

Vielfach sind die deutschen Schulen im Auslande von der deutschen Regierung durch Zuschüsse unterstützt. Die Mittel dazu werden im Etat bewilligt. Im neuesten Etatsentwurf hat die deutsche Reichsregierung ihre Subventionen von 110 000 auf 150 000 Mark erhöht. Sie beabsichtigt, fortan auch der Beschaffung guter Lehrmittel ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden. Im Wesentlichen sollen allerdings die Schulen im Auslande sich selbst erhalten.

Auf einer Reise durch Süd-Brasilien habe ich eine Reihe interessanter Beobachtungen gemacht. In den deutschen Kolonien Brasiliens ist die Schule der Mittelpunkt

aller nationalen Bestrebungen. Mögen auch sonst noch so starke Gegensätze vorhanden sein: in dem Wunsche treffen alle Deutschen, die nicht abtrünnig geworden sind, zusammen, daß ihren Nachkommen die deutsche Sprache erhalten bleibe. So habe ich denn überall in Brasilien, wo Deutsche in größerer Zahl sitzen, einen lobenswerthen Eifer für die Schule wahrgenommen. Die Schule ist kulturell auch wirklich das beste Bindeglied zwischen Kolonien und Mutterland. Die aus Deutschland gekommenen Lehrer und die deutschen Lehrmittel, besonders die Geschichtsbücher, tragen mächtig zur Erhaltung des deutschen Selbstbewußtseins bei. Die Unterstützung des Reiches wird überall sehr gern angenommen und ist schon moralisch von Bedeutung. Nur könnten die Zuschüsse höher sein und sollten mehr den kleineren Schulen zu Gute kommen.

Dort, wo die Deutschen in kompakter Masse zusammenleben, ist freilich der Untergang des Deutschthumes nicht zu beforgen. Mit der Zeit würde sich aber doch ein Heruntergehen der allgemeinen Volksbildung fühlbar machen und der Zusammenhang mit der Heimath würde sich lockern, wenn die Schule nicht eingriffe. Bei Denen, die selbst erst eingewandert sind, lebt meistens die vaterländische Tradition ungebrochen fort; anders schon bei den Kindern. Darum hat die deutsche Schule in Brasilien eine heilige Mission zu erfüllen: die Erhaltung deutscher Kultur unter 400 000 deutschen Stammesgenossen ist ihre hohe Aufgabe; und nirgends sonst auf der Welt haben wir Reichsdeutsche, wenn wir unseren idealen Pflichten nur einigermaßen gerecht werden wollen, ein größeres Interesse an der Erhaltung und Förderung deutscher Schulen.

Zwischen den städtischen Schulen und den Kolonieschulen bestehen große Unterschiede. Leider befinden sich die Kolonieschulen vielfach noch auf dem Niveau der preussischen Schulen unter Friedrich dem Großen: ausgediente Feldwebel und Unteroffiziere sind der beste Theil ihres Lehrermaterials. Kennenswerthe Erfolge erzielen überhaupt nur diejenigen Kolonieschulen, in denen der Ortsgeistliche den Unterricht übernommen hat. Häufig sind unter den Lehrern an diesen Schulen auch gestrandete Existenzen. So lernte ich in Santa Catharina einen brotligen Menschen kennen, der „mir“ und „mich“ verwechselte und einen Kramladen nebst Ausschank und Nachtherberge hatte, dabei zugleich aber Lehrer war und aushilfsweise predigte. Bei Gelegenheit trat er auch noch am Abend im Circus als Clown auf. Die deutschen Kolonisten gehen bei der Anstellung ihrer Jugenderzieher leider von dem Grundsatz aus, daß, wer sonst zu nichts taugt, als Lehrer immer noch brauchbar ist. Obgleich sie zum größten Theil recht wohlhabend sind, besolden sie aus übel angebrachter Sparsamkeit die Lehrer überaus kärglich. Während die städtischen deutschen Schulen, die meistens vom Deutschen Reiche subventionirt werden, ganz vortrefflich gedeihen und ein Bollwerk für die Erhaltung des Deutschthumes bilden, liegt in Folge Dessen das Schulwesen auf dem Lande arg darnieder. Deshalb sollte das Deutsche Reich auch dort helfend eingreifen; denn auf dem Gedeihen des Deutschthumes in den Kolonien beruht die Kraft des Deutschthumes in Brasilien überhaupt.

Besonders häufig ist in den deutschen Kreisen Brasiliens der Wunsch laut geworden, daß deutschen Lehrern, die einige Jahre in Brasilien zu unterrichten wünschen, von den vorgesetzten Behörden weniger Schwierigkeiten bereitet werden möchten. Heute wird der junge Lehrer, der nach Brasilien geht, fast immer aus dem

Staatsdienst völlig entlassen, und selbst wenn er beurlaubt worden ist, werden ihm die Jahre, in denen er für die Förderung des Deutschthumes im Auslande gewirkt hat, in der Anciennetät nicht angerechnet. Da ist eine Abhilfe dringend nöthig.

In Espirito Santo, wo etwa 13 000 Deutsche als Kaffeebauern sitzen, sind die Schulen, in denen auch deutsche Geschichte gelehrt wird, verhältnißmäßig gut. Die meisten Kolonisten können lesen und schreiben und verfolgen mit Interesse die heimathlichen Vorgänge. In Petropolis wohnen etwa 6000 deutsche Handwerker und Gemüsebauern, die mehrere deutsche Schulen unterhalten. S. Paulo, die Hauptstadt des gleichnamigen Staates, zählt bei einer Einwohnerzahl von 200 000 Seelen etwa 10 000 Deutsche mit mehreren blühenden Schulen. Der Verein „Deutsche Schule“ von 1878 hat ein eigenes Grundstück und auf diesem ein schönes Gebäude. Die Schule ist fünfklassig, wird von ungefähr 200 Knaben und Mädchen besucht und hat einen Oberlehrer, vier ordentliche Lehrer, einen Hilfslehrer und eine Hilfslehrerin. Knaben und Mädchen werden zusammen unterrichtet. Dieses System besteht an fast allen deutschen Schulen Brasiliens und hat sich vortrefflich bewährt. Ich wohnte dem Unterricht bei und gewann von ihm einen vorzüglichen Eindruck. Das Ziel der Schule gleicht dem einer deutschen Mittelschule. Der Verein hat sein statiliches Vermögen aus eigener Kraft zusammengebracht; vom Reiche hat er bisher keine Unterstützung erhalten. Im Staate S. Paulo sind deutsche Schulen außerdem nur noch in Santos, Campinas und in einigen kleineren Siedelungen. Die deutsche Schule in Santos verbankt ihre Entstehung und ihre Erhaltung hauptsächlich dem deutschen Konsul Christ; zwar besteht dort auch ein deutscher Schulverein; aber die Mitglieder, meist Handwerker, sind nicht in der Lage, größere Aufwendungen zu machen. Ein Zuschuß vom Reiche wäre dieser Schule sehr zu wünschen. Santos, die Hafenstadt S. Paulos, zählt unter 50 000 Einwohnern nur etwas mehr als 1000 Deutsche. Die deutsche Schule hat zur Zeit in einem kleinen, freundlichen Hause zwei Klassen mit 58 Schülern; ein drittes Klassenzimmer soll angebaut werden. In Begleitung des Konsuls habe ich der Schule einen Besuch abgestattet und auch hier die besten Eindrücke empfangen. Auf dem großen Spielplatz, unter Orangenbäumen, ließ der Oberlehrer beide Klassen in Reihe und Glied antreten und einige Lieder singen.

Curitiba, die Hauptstadt des Staates Parana, zählt bei etwa 25 000 Einwohnern ungefähr 8000 Deutsche und hat eine große deutsche Vereinschule auf eigenem Grundstück. Sie wird von 182 Schülern besucht, ist konfessionslos und hat vier Lehrkräfte. Seit 1896 wird sie von der deutschen Regierung mit jährlich 1000 Mark subventionirt. Vor dem Schulhause sind zwei Granitsteine zur Erinnerung an die Gründung des Deutschen Reiches und aus Anlaß der Centennarfeier errichtet worden. Das Ziel der vierklassigen Schule geht über dasjenige einer reichsdeutschen Bürgerschule hinaus. In Begleitung des deutschen Konsuls de Drusina habe ich auch diese Schule besucht und mich von ihrer Leistungsfähigkeit überzeugt. In Curitiba befindet sich auch eine deutsch-katholische Schule, die der Leitung des dortigen deutsch-katholischen Pfarrers untersteht und über 100 Schüler zählt.

Santa Catharina hat städtische Schulen in Florianopolis, Joinville, Blumenau, Brusque und anderen Kolonisationcentren, ferner zahlreiche Kolonieschulen. Die deutsche Vereinschule in Joinville ist in einem einfachen, beinahe baufälligen Hause untergebracht, ist sechsklassig, hat aber nur drei Lehrkräfte, so daß je zwei Klassen kombiniert werden müssen; doch ist der Unterricht in den Haupt-

fächern getrennt. In dem deutschen Pfarrer Nau hat sie einen vortrefflichen Leiter. Ihr bisheriges Ziel ging über das Ziel einer mehrklassigen Volksschule hinaus. Die Hauptfächer der ersten Klasse sind: Deutsch, Geschichte, Rechnen, Portugiesisch, Geometrie und Geographie, außerdem Morallehre (nicht Religion). Künftig soll auch Französisch und Englisch gelehrt werden und als Ziel wird die Reise für den einjährigen-Dienst in Deutschland erstrebt. In finanzieller Beziehung hat der Schulverein mit Schwierigkeiten zu kämpfen; er erhielt vom Reiche ursprünglich 2000 Mark, seit dem vorigen Jahre 500 Mark weniger, die der deutschen Schule in S. Bento zugefallen sind. Diese Verkürzung der Subvention macht sich sehr fühlbar.

Die Schulen in der Kolonie Dona Francisca sind meist in ärmlichen Häuschen untergebracht. Auf meinen Fahrten durch die Kolonie begegnete ich häufig blonden Kindern, die sich auf dem Schulwege befanden. In der Inselstraße unterrichtet der Pfarrer in der Kirche; eben so ist es in Bräderthal. Die deutsche Vereinsschule in Blumenau ist vierklassig und hat vier Lehrkräfte. Als Direktor fungirt der evangelische Pfarrer Faulhaber; die Leistungen sind sehr tüchtige. Mir fiel auf, daß im Geschichtsunterricht Fragen nach Boabdil und nach der Schlacht von Xeres de la Frontera befriedigend beantwortet wurden. Sehr schön war auch der Gesang des gemischten Chors. In der Vereinsschule zu Florianapolis, die dem deutschen Kaufmann Ernesto Bahl außerordentlich viel zu verdanken hat, sah ich besonders gute Lehrmittel und eine vorzügliche Bibliothek. In dem durch den „Fall Roth“ zu trauriger Berühmtheit gelangten Balhoço, wo das lusobrasiliianische Element überwiegt, haben die Deutschen besonders schwer um ihre Schule zu kämpfen gehabt. Auch Rio Grande do Sul hat deutsche Schulen in großer Zahl. Die vierklassige Knabenschule zu Porto Alegre hat fünf Lehrer und 110 Schüler; sie lehrt Englisch und Französisch. Sie hat ein eigenes großes Haus mit geräumigen Klassenzimmern, breiten Bogengängen und großem Spielplatz. Die 1890 gegründete deutsche Mädterschule zu Porto Alegre hat fünf Lehrkräfte, 90 Schülerinnen und wird von dem Pfarrer der evangelischen Gemeinde geleitet. Auch hier werden fremde Sprachen gelehrt. In Hamburger Berg besuchte ich das Evangelische Stift, ein Mädterpensionat, das unter der Oberleitung des Pfarrers Pechmann steht. Es hat sieben Lehrerinnen und etwa 50 Schülerinnen, die zu tüchtigen deutschen Hausfrauen herangebildet werden. In Santa Cruz ist im vorigen Jahre die deutsche Gemeindefschule in eine Synodalschule umgewandelt worden. Die deutsche evangelische Synode des Staates Rio Grande do Sul hat das Schulhaus zum Internate ausgebaut und unter der Leitung des Direktors Wörlitz fördert die Schule das dortige Deutschtum ganz erheblich. Später soll sie in sechsjährigem Kursus auch Präparanden und in dreijährigem Kursus Seminaristen ausbilden, um einen inländischen Stamm von deutschen Lehrern für Rio Grande do Sul zu schaffen.

So kämpft die deutsche Schule in Brasilien auf vorgehobenem Posten wacker für deutsche Sprache, Sitte und Kultur. Wünschen wir ihr Erfolg, aber vergessen wir auch nicht, daß es unsere Pflicht ist, ihr nach Kräften die Schwierigkeiten, die sich ihr entgegenhürmen, überwinden zu helfen.

Groß-Vichterfelde.

Franz Wiejebrecht.



Lippe und Koburg.

Seiner früheren Zersplitterung verdankt Deutschland die Entwicklung eines Zweiges der Rechtswissenschaft, um den uns andere Länder schwerlich beneiden: die Entwicklung des Privatsfürstenrechtes oder der *Jurisprudentia heroica*, wie die Gelehrten, die sich mit diesem Theil der Wissenschaft zu beschäftigen die Ehre hatten, respektvoll sagten. Viel ist darüber gestritten worden, ob das Privatsfürstenrecht ein Theil des Staatsrechtes oder des Privatrechtes sei. Mir scheint hierüber zutreffend, was Zacharia vor mehr als vierzig Jahren schrieb: „Es besteht zwar aus einem Inbegriff von besonderen, vom allgemeinen deutschen Civilrecht abweichenden Rechtsgrundsätzen in Betreff der persönlichen und Güterverhältnisse des hohen Adels. Ihrem Ursprung nach sind es aber nichts als Grundsätze des älteren deutschen Rechtes, die sich bei dieser Klasse von Personen trotz der Einführung der fremden Rechte, vermöge ihres ausgedehnten Autonomierechtes, erhalten haben. Vermöge der Entwicklung des Landeshoheit auf zum Theil privatrechtlicher Grundlage bilden aber noch jetzt Grundsätze des Privatsfürstenrechtes die Basis einzelner staatsrechtlicher Lehren.“ Das gilt namentlich von der Thronfolge. Die jüngste Zeit hat in dem unerfreulichen lippischen Handel einen Beweis dafür erbracht und in den letzten Tagen ist mit dem Tode des Erbprinzen von Sachsen-Koburg-Gotha ein Ereigniß eingetreten, das wiederum geeignet ist, die Blicke Aller, die an der Entwicklung des deutschen Staatsrechtes Antheil nehmen, auf das Privatsfürstenrecht zu lenken.

Als *Jurisprudentia heroica* hat sich das Privatsfürstenrecht in der lippischen Frage buchstäblich erwiesen: durch einen heroischen Akt hat der Bundesrath am fünften Januar 1899 den Streit über das lippische Thronfolgegesetz vorläufig zum Abschluß gebracht, — freilich zur endgültigen Entscheidung hat der Heroismus der Bundesrathsmehrheit augenscheinlich nicht ausgereicht. In dem angeblichen Streit zwischen Schaumburg-Lippe und Lippe-(Detmold), der in Wirklichkeit ein Streit zwischen dem Fürsten von Schaumburg und dem Staat Lippe ist, hat sich der Bundesrath, dem klaren Wortlaut und Sinn der Reichsverfassung zuwider, für zuständig erklärt, die Entscheidung selbst aber vertagt, weil zur Zeit weder Thron noch Regentschaft in Lippe erledigt seien. Richtig ist, daß das Wort „Bundesstaat“ in der Reichsverfassung gleichbedeutend mit „Bundesglied“ ist. Die Parteigänger des Fürsten von Schaumburg gehen aber weiter und behaupten, daß nach dem Sprachgebrauch und der Terminologie der Reichsverfassung unter „Bundesglied“ auch ein Bundesfürst zu verstehen sei. Wäre Dem so, dann würden als „Streitigkeiten zwischen verschiedenen Bundesstaaten“ im Sinne des Artikels 76,

Absatz 1 der Verfassung allerdings auch Streitigkeiten zwischen einem Bundesstaat und einem Bundesfürsten und Streitigkeiten zwischen zwei Bundesfürsten verstanden werden müssen. Ich halte aber die Behauptung, daß unter Bundesglied auch ein Bundesfürst zu verstehen sei, für sprachwidrig und vollständig aus der Luft gegriffen. Hat der Bundesrath nun auch nicht ausgesprochen, daß das deutsche Privatsfürstenrecht und die vom Fürsten von Schaumburg daraus für sich abgeleiteten Rechte der Verabschiedung des in Lippe geplanten Thronfolgegesetzes entgegenstehen, so doch, daß er sich vorbehalte, ein solches Thronfolgegesetz umzustößen, wenn es das Privatsfürstenrecht und die agnatischen Rechte des Fürsten von Schaumburg verletzen sollte. Wie die definitive Entscheidung ausfiele, wenn der geistesranke Fürst von Lippe oder der Graf-Regent heute stürbe, darüber wird kaum Jemand zweifelhaft sein: man hat den Baum des Rechtes zunächst angehauen, um ihn später leichter zu fällen.

Die Argumentation des Fürsten von Schaumburg und der preussischen Regierung, die seine Sache zu der ihrigen gemacht hat, geht dahin, daß bei Erledigung des Thrones von Lippe wegen eines die Person und Familie des Graf-Regenten treffenden Mangels der Ebenbürtigkeit der Schaumburger als nächster Agnat zum Thron berufen sei. Diese Behauptung steht im Widerspruch zu den Entscheidungsgründen des schiedsgerichtlichen Urtheiles im Regentschaftstreit. Aber wäre sie selbst richtig, so würde daraus doch nur folgen, daß, wenn der Fürst von Lippe stürbe, ehe ein neues Thronfolgegesetz für Lippe verabschiedet worden ist, der Fürst von Schaumburg rechtmäßiger Thronfolger sein würde. Da der Graf-Regent das selbe Recht für sich in Anspruch nimmt, so läge dann wohl ein Verfassungstreit im Staate Lippe vor, der nach Absatz 2 des Artikels 76 der Reichsverfassung erledigt werden könnte. Aber noch lebt der Fürst von Lippe, die Erbschaftsfolge ist noch nicht eröffnet, der Fürst von Schaumburg hat also bis jetzt nichts als eine Anwartschaft; und eine Anwartschaft ist kein erworbenes Recht. Ein Beispiel aus civilrechtlichen Verhältnissen kann Das anschaulicher machen. Nach gemeinem Recht schließt der Oheim des Erblassers den überlebenden Ehegatten aus; nach dem Bürgerlichen Gesetzbuch wird Das vom ersten Januar 1900 an umgekehrt sein. Wenn nun der Erblasser den ersten Januar 1900 überlebt, so hat mit diesem Tage der Oheim seine Anwartschaft auf die Erbschaft verloren, während ihm, wenn der Todesfall früher eintritt, sein angefallenes Recht verbleibt; Niemand würde so thöricht sein, dem Oheim einen Einspruch gegen das Gesetz, das ihm vom ersten Januar 1900 an seine Anwartschaft nimmt, zuzugestehen. Mit welchem Recht erhebt danach der Fürst von Schaumburg Einsprüche gegen das in Vorbereitung begriffene lippische Thronfolgegesetz? Bei der Gründung des Reiches haben die deutschen Einzelstaaten und ihre Regenten einen Theil ihrer Hoheitsrechte, insbesondere ihrer Militär-

hoheitrechte, an das Reich und an den Kaiser abgetreten; nicht beschränkt worden ist das Recht eines jeden Staates, seine Verfassung, unbeschadet der Vorschriften der Reichsverfassung, selbständig zu ordnen. Das Thronfolge-recht ist aber, wie auch Professor Jörn, einer der Hauptkämpfer für den Schaumburger, zugesteht, ein Theil des Verfassungsrechtes. Also kann jeder Staat nach Maßgabe seiner Verfassung die Thronfolge bei sich beliebig ordnen, so lange nicht die Reichsverfassung auf dem für Verfassungsänderungen vorgeschriebenen Wege der Reichsgesetzgebung eine Ausdehnung der Reichskompetenz erfährt. Dem gegenüber bleibt den Gegnern nur die Berufung auf göttliches Recht: das Privatfürstenrecht steht über dem Landesrecht, eine nach der Jurisprudencia heroica, insbesondere nach den Grundsätzen über das Recht der Ebenbürtigkeit, begründete Anwartschaft kann ohne Rechtsbruch dem Anwärter nicht entzogen werden.

Wenn diese Anschauung im lippischen Streitfall obsiegt, so wäre der materielle Schaden nicht allzu groß; denn ob Haus Schaumburg oder Haus Bisterfeld in Lippe regirt, ist für das Reich ziemlich gleichgiltig. Immerhin bliebe die bedauerliche Thatsache der Verletzung des formellen Rechtes: die Vergewaltigung des Schwachen durch den Starken. Andere Fälle könnten aber materiell anders liegen; und eine solche Aussicht wird durch den Tod des Erbprinzen von Koburg-Gotha eröffnet. Mit rührender Unbefangenhait haben deutsche Zeitungen die Frage erörtert, welcher englische Prinz nach dem Ableben des jetzigen Herzogs zur Regierung im Herzogthum Koburg-Gotha berufen sei; mit der Frage, ob die Regierung eines deutschen Bundesstaates durch einen dem deutschen Volk völlig fremden englischen Prinzen mit dem Wohle des Reiches verträglich und Deutschlands würdig wäre, haben sie sich nicht beschäftigt. Und doch lehrt die Erfahrung aus älterer und neuerer Zeit, daß zwar deutsche Fürsten und Fürstinnen auf ausländischen Thronen die Interessen ihres Heimathlandes zu vergessen pflegen, daß dagegen ausländische Fürsten und Fürstinnen, die auf einen deutschen Thron gelangten, selten aufgehört haben, sich als Ausländer zu fühlen. Ich erinnere an Kaiser Karl den Fünften; für die neuere Zeit ziehe ich vor, Namen nicht zu nennen.

Zweifellos steht nach den Grundsätzen der Jurisprudencia heroica dem Herzog von Connaught als dem jüngeren Bruder des Herzogs von Koburg-Gotha die Anwartschaft auf das Herzogthum zu. Aber eine Frage der Politik ist es, ob es im Interesse des Deutschen Reiches liegt, daß diese oder eine andere englische Anwartschaft dereinst zum Recht werde, und eine Frage des Rechtes, ob jene Anwartschaft jetzt schon einen unentziehbaren Anspruch des englischen Prinzen begründe. Ich verneine beide Fragen aus den vorhin entwickelten Gründen: Fürsten fremden Geblütes, von denen zu besorgen ist, daß sie auch als deutsche Fürsten den Interessen ihrer Heimath dienstbar

bleiben, sind kein Gewinn; und ein Recht ausländischer Anwärter, vor dem die Landes- oder Reichsgesetzgebung Halt machen müßte, besteht nicht. Daraus ergibt sich die gesetzgeberische Aufgabe, ausländische Anwartschaften auf deutsche Throne unwirksam zu machen.

Diese Aufgabe fällt zunächst der Landesgesetzgebung zu; nur wird gerade von ihr in Coburg-Gotha nichts zu erwarten sein. Dem jetzigen Herzog kann man billiger Weise nicht zumuthen, daß er die Hand dazu biete, durch Landesgesetz die Anwartschaft seines Bruders oder Neffen zu beseitigen. Also müßte die Reichsgesetzgebung eingreifen. Im lippischen Streit haben die Parteigänger des Schaumburgers sich als Kämpfer für des Reiches Macht und Herrlichkeit geberdet; den Bundesrathsbeschluß vom fünften Januar haben sie als eine „nationale That“ gefeiert, durch die das Reichsverfassungsrecht eine erwünschte Fortbildung erfahren habe. Nur handelt es sich in diesem Fall um kein nationales, sondern um ein privates Interesse, und selbst wenn es sich um mehr gehandelt hätte, so ist doch der Bundesrath für sich allein nicht berufen, das deutsche Verfassungsrecht weiterzubilden. Eine wirklich nationale That wäre es dagegen, wenn Bundesrath und Reichstag sich über eine Novelle zu Artikel 1 der Reichsverfassung verständigten, wonach kein Angehöriger eines außerdeutschen Herrscherhauses dem Thron eines deutschen Bundesstaates einnehmen könnte. Das Gesetz würde vielleicht der einen oder der anderen fremden Macht mißfallen, aber ein Recht der Einsprache wird keine in Anspruch nehmen; und wenn sie es thäte, so sind doch die Zeiten vorüber, da Deutschland jeden Unberufenen in seine inneren Angelegenheiten dreinsprechen ließ und lassen mußte, weil ihm die Kraft zur Abwehr fehlte.

Ginge man an eine solche Verfassungsänderung, so würde es sich empfehlen, gleich eine Ergänzung vorzunehmen. Daß Artikel 76 der Reichsverfassung unzulänglich ist, hat sich schon in dem Streit um die Regentschaft in Lippe gezeigt; und wenn der Fürst von Lippe stürbe, ehe ein neues Throngesetz verabschiedet ist, würde das Dilemma sich wiederholen. Die Entscheidungsgründe werden nicht rechtskräftig werden und der Spruch selbst ist nur über die Frage der Regentschaft, nicht über die Frage der Thronfolge ergangen. Die beiden Thronprätendenten würden einander feindlich gegenüberstehen und der Streit zwischen ihnen wäre nach den Grundsätzen des Privatfürstenrechtes zu entscheiden. Aber von wem? Selbst die Erledigung nach dem zweiten Absatz des Artikels 76 der Reichsverfassung wäre nicht ganz zweifellos; man müßte schon den Begriff der Verfassungsstreitigkeit ziemlich weit fassen. Aber auch wenn man den Artikel 76, Absatz 2 für zweifellos anwendbar hält, ist noch nicht viel gewonnen; eine gütliche Beilegung scheint aussichtslos, also müßte „die Erledigung im Wege der Reichsgesetzgebung“ erfolgen. Aber wie, wenn Bundesrath und Reichstag sich nicht einigen könnten?

Ein Rechtsstreit erfordert zu seiner Entscheidung ein Gericht. Der Bundesrath allein eignet sich dazu nicht, denn ein Gericht, dessen Mitglieder an Instruktionen gebunden sind, ist ein Unbeing. Noch ungeeigneter wären Bundesrath und Reichstag zusammen. Also bleibt nur übrig, einen Reichsgerichtshof*) für Verfassungstreitigkeiten und Aehnliches einzusetzen, sei es nun ein besonderes Gericht oder einen Senat des Reichsgerichtes. Diesem Gerichtshofe wären auch diejenigen staatsrechtlichen Streitigkeiten zu überweisen, die, wie Thronfolgestreitigkeiten, nach den Grundsätzen des Privatrechts zu entscheiden sind. Dabei wäre aber ausdrücklich festzusetzen, daß die zu Recht bestehenden, d. h. ordnungsgemäß zu Stande gekommenen Verfassungsgeetze der einzelnen Bundesstaaten entscheidend sind. Damit wäre jeder Vergewaltigung eines Einzelstaates ein Riegel vorgeschoben.

Ulm.

Gustav Pfizer.



Selbstanzeige.

Neue Klavierauszüge mozartischer Opern. 1. Don Juan. München, Th. Adermann. 2. Così fan tutte. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 3. Figaros Hochzeit. Leipzig, Breitkopf & Härtel. Die Uebersetzung theils revidirt, theils neu bearbeitet von Hermann Levi.

„Das Uebersetzen ist im Grunde ein un-
dankbares Handwerk, wobei man immerfort
durch das Gefühl unvermeidlicher Unvoll-
kommenheiten gequält wird.“

H. W. von Schlegel an Goethe, 15. März 1811.

Es ist ein unleugbares großes Verdienst des münchener Hoftheaters, durch korrekte, von allen überlieferten Zuthaten und Verstümmelungen gereinigte Aufführungen den Opern Mozarts, diesen Kleinodien deutscher Kunst, wieder neues Leben eingehaucht zu haben. Angeregt durch den Intendanten Herrn von Possart, habe ich es unternommen, auch die Uebersetzungen einer gründlichen Revision zu unterwerfen. Verschiedene Versuche in dieser Richtung waren schon früher gemacht worden (Niese, Ed. Devrient, Gugler, Holzogen und Andere), aber sie sind alle an dem selben Felsen zerschellt, an dem auch meine Arbeit vermuthlich scheitern wird: an der Routine der Sänger, die nicht „umlernen“ wollen, und an der Trägheit des Publikums, das die seit einem Jahrhundert überlieferten

*) Als dieser Artikel schon gesetzt war, erschien in der Deutschen Juristenzeitung ein lehrwerthvoller Aufsatz des leipziger Professors Binding, der die selbe Frage ausführlicher behandelt und einen ähnlichen Vorschlag macht.

Worte als mit der Musik untrennbar verwachsen ansieht und sich nichts Neues, selbst wenn es ein Besseres wäre, aufdrängen lassen will.

„Dort vergiß leises Flehn, süßes Wimmern,
Da, wo Längen und Schwerter Dir schimmern,
Sei Dein Herz unter Reigen und Trümmern
Nur voll Wärme für Ehre und Ruh.“

Wem wären diese Worte nicht von Jugend auf ans Herz gewachsen? Wie fremd würde die Melodie uns berühren, wenn der Sänger ihr plötzlich einen ganz anderen Sinn unterlegte! Und doch muß endlich einmal solchem Unsinn ein Ende gemacht werden. In dem italienischen Original heißt der obige Vers:

Non più andrai, farfallone amoroso,
Notte e giorno d'intorno girando,
Delle belle turbando il riposo,
Narcisetto, Adoncello d'amor.

(Wörtlich in Prosa übersetzt: „Du wirst nicht mehr, wie ein verliebter Schmetterling, Tag und Nacht umherflattern und den Schönen die Ruhe stören, wie ein kleiner Narcis und Adonis.“) Nun sollte es doch Jedermann einleuchten, daß eine Musik, welche die Idee eines verliebten Schmetterlings ausdrücken soll, nicht ohne Weiteres der Schilderung einer Schlacht, mit Längen und Schwertern und Reigen und Trümmern, anzupassen ist und daß hier die Intention des Komponisten nicht nur nicht zur Geltung kommt, sondern geradezu entstellt und in ihr Gegentheil verkehrt erscheint. Niemand nimmt Anstoß daran, daß die Gräfin (Figaro) in ihrer großen Arde ausruft: „Schöne seiner, großer Mäher, strafe seinen Meineid nicht“; im Original ist aber weder von Mäher noch von Meineid die Rede, sondern nur von einem wehmüthigen Erinnern an vergangene, glückliche Zeiten. („La memoria di quel bene dal mio sen non trapassò.“) Auch hier wird also die überaus charakteristische, wehmüthig klagende Musik gänzlich unpassend und unverständlich. Solche Beispiele ließen sich — besonders auch aus dem Don Juan — zu Hunderten anführen. Nicht minder nothwendig als die Reinigung des Textes der Musikstücke erschien mir die Einfügung der — wortgetreu übersetzten — Secco-Recitative in die Klavierauszüge. Wenn es eine Bühne unternähme, statt des bisher üblichen, in Anbetracht der Unfähigkeit der Sänger auf ein Minimum reduzierten, gesprochenen Dialoges diese Recitative in fließendem Tempo und unverkürzt singen zu lassen, so würde der Hörer erstaunen, um wie viel deutlicher bei diesen Werken der Gang der Handlung hervorträte und wie arg bisher die dramatische Wirkung auf Kosten der rein musikalischen vernachlässigt worden ist. Aber ich habe wenig Hoffnung, daß das Beispiel der münchener Bühne, auf der die drei Opern in ihrer neuen Fassung bereits eingebürgert sind, Nachfolge finde: die „Gräfinnen“ werden wohl nach wie vor den „großen Mäher“ anrufen und die Darsteller des Leporello auch fernerhin den Komthur mit den schönen Worten:

Herr Gouverneur zu Pferde,
Ich beuge mich zur Erde —

zur Tafel laden.

München, im Februar 1899.

Hermann Levi.



Pathologie der jüdischen Volksseele.

Es ist kein Zufall, daß der moderne Zionismus in Oesterreich, dem Lande der Nationalitätenzersplitterung, entstanden ist, wie denn die ganze Erscheinung, so viel der Judenheit Spezifisches sie auch aufweist, eine Theilercheinung ist. An dem allgemeinen Rückstoß gegen die politische und soziale Freiheitbewegung, der durch Europa geht, theilte sich auch der Zionismus, mindestens als ein verzögernder Faktor. Er ist die Spezialreaktion der Juden. Aber eben so wie der Klerikalismus im klugen Hinblick auf seine Endziele gewisse Forderungen der Zeit, die sich nicht länger betriegen lassen, seinem Programm einverleibt, sie innerlich verfälscht und dann kühn auf die eigene Fahne schreibt, eben so wenig giebt sich der Zionismus als eine Partei des Rückschrittes zu erkennen. Trotzdem ist er es zweifellos. Die Juden, die Börne Hechte im Karpathenreich der Menschheit genannt hat, fangen an, rückwärts zu schwimmen; sie, die in Mitteleuropa erst knapp fünfzig Jahre im vollen Besitze bürgerlicher Rechte und Pflichten sind, schwenken schon in einer allerdings nur wenige Tausende, ernstlich vielleicht nur Hunderte zählenden Partei vom Kampffeld der Allgemeinheit ab. Dieses Abschwanken erfolgt unter dem Schlagtruf: „Jüdische Nationalität“. Der Zionismus proklamiert trotz der zweitausendjährigen gegentheiligen Erfahrung, trotz der in diesem Zeitraum ganz außerordentlich gesteigerten Rassenvermischung, trotzdem das Band derjenigen Religion gelockert ist, die in ihrer starren Eigenart und in ihrem Dünkel vom „ausgewählten Volk“ ein stärkeres inneres Einigungsmittel bildete als je eine andere, seine Ziele eben so fanatisch wie kurzfristig.

Der Nährboden für diesen längst vergessenen, nun wieder entdeckten jüdischen Nationalismus ist Oesterreich. Hier, wo nach dem Vorbilde der Czechen ein Sprachstämmchen um das andere sich als Nation zu fühlen und gerade dadurch Erfolge zu erringen wußte, war das verlockende Beispiel gegeben, von dem der Zionismus lernte. Dennoch fand er praktisch Anhänger, die sich durch Vereinswesen und Geldspenden an der guten Sache theiligten, erst, seitdem der religiös gefärbte Antisemitismus der Christlich-Sozialen und der Rassen-Antisemitismus der Schönerer-Partei den österreichischen Juden den Anschluß an ihre Wirthsvölker als etwas sehr Un dankbares erscheinen ließ. In solchem gekränkten Gemüthszustand mußte eine schöne nationale Verheißung, ging sie auch von phrasenhaften Utopisten aus, fruchtbaren Boden finden. Merkwürdiger Weise wandelt die Klerikale Reaktion den selben Weg wie die Zionisten. Sie fordert, ob in voller Erkenntniß der Wirkung, mag dahingestellt bleiben, die Scheidung der Juden von den Christen. Der in seiner Mehrheit christlich-soziale niederösterreichische Landesausschuß that hierzu den ersten entscheidenden Schritt, als er in den Volksschulen „nach Thunlichkeit“ die Kinder kon-

fessionell abtheilte. Eine solche Neuerung gefällte den Zionisten wohl, die scheinbar vergessen, daß Absperrung schon einmal den Juden bei einseitiger Geistes-schärfung einen allgemeinen geistigen Stillstand gebracht hat. Auch wollen sie nicht zugeben, daß die Religion in ihrer orthodoxen Form das einzig wirksame Mittel wäre, um die Juden verschiedener Nationalität zu einer Nation zusammenzutrommeln, und beizuhelfen, daß der korporative Fortschritt von Europa nach Asien kein Rückschritt sein würde, den Juden vielmehr als Nation einen Platz an der politischen Tafel der Kulturstaaten einräumen würde.

Diese politischen Entstehungsgründe des Zionismus werden durch soziale Ursachen gefördert. Er stellt eine automatische Abwehrbewegung gegen den Sozialismus dar, an dem sich der jüdische Geist der assimilierten Schichten hervorragend beteiligt. Unsicherer sind die psychologischen Gründe der Bewegung. Erinnert der schwache Zionsruf in unserer ideallosen Zeit an die tiefe Zukunft-Sehnsucht der Juden, die in ihrem messianischen Ausdruck das ganze Christenthum geschaffen hat, so stimmt doch das Schlagwort des Zionismus: „jüdische Volksseele“ nachdenklich. Ist die These, die jüdische Volksseele habe im Mittelalter ihre Assimilirbarkeit verloren, richtig, dann ist allerdings der Zionismus trotz den enormen äußeren Schwierigkeiten, die sich seinen Zielen entgegenstellen, die beste Entgegnung auf den immer wieder aufflackernden Judenhaß. Aber sind die Juden als Korreligionen einer seit zwei Jahrtausenden in alle Welttheile zerstreuten, nach Lombroso mit Ariern zu fünfundneunzig Prozenten vermischten Rasse, ohne politische und seit mehreren Jahrhunderten auch ohne literarische Gemeinsamkeit, ein Volk? Haben sie von den Ariern trennende Eigenschaften, die nicht durch Zwangsverhältnisse erklärbar sind? Damit steht und fällt die These des Zionismus. Die sonderbare Stellung der Juden im Mittelalter als Ursache erheblicher Charakteränderungen wurde zuerst von Lombroso präzisiert. Seine Betrachtungen über den dem Christenthum von den Römern vererbten Haß weisen auf die eigensinnig versteinerte mosaische Religion als dessen Hauptursache hin. Dazu kommen die Lustgefühle des vermeintlich rassenreinen Ariers über die Inferiorität einer anderen Rasse, die atavistisch sein mögen, aber noch heute voll wirksam sind. Ganz wird aber die außergewöhnliche Anfeindung und die schwer auszurottende Mindererschätzung der Juden erst durch die planvolle Ausnützung jener ererbten Lust- und Unlustgefühle von der Kirche erklärt, die das Geschick der Juden im Mittelalter bestimmte. Nachdem durch künstlich erhöhte Scheidewände der Dogmen die beiden Religionen von einander abgesperrt waren, diente die „Jüdischheit“ dem Klerus wie auch den weltlichen Unterdrückten, die sein Beispiel nachahmten, als Ableiter der Volksbegierden. So oft sich der angelegte Haß des heidnischen Sensualismus gegen das blasse Nazarenerthum regte, so oft Hungersnoth, Pest oder religiöser Wahnsinn die Menge

erfaßten, wurde das Menschenwild in der Einfriedung des Ghettos der Parforcejagd freigegeben.

Mit Leichtigkeit lassen sich biologische Eigenthümlichkeiten, Lebensgewohnheiten und Manieren der jüdischen Rasse aus den Verhältnissen dieser Abspernung und Verfolgung ableiten. Deren Wandelbarkeit wird durch nichts besser illustriert als dadurch, daß in glücklicher Emanzipation aufgewachsene Juden ihre Unarten bereits gegen die nationalsten Unarten ihrer Wirthsvölker und ihre Handelswuth gegen allerlei noble Standesbornirtheiten ausgetauscht haben. Auch die Eigenthümlichkeiten der Denk- und Empfindungsweise als in ähnlicher Weise bedingt zu zeigen, würde eingehender methodischer Untersuchung bedürfen. Was hier zunächst auffällt, ist die jüdische Dialektik, die nicht nur ein Spezifisches der Denkform, sondern auch der Denkart bietet. Etwas unausstehlich Regirendes kennzeichnet sie, so lange sie vom Verstande geführt wird und so weit es sich um Vorthail und Geschäft handelt; sie starrt von Stacheln, ist von nervöser Leidenschaftlichkeit und Ironie durchtränkt, wenn sie sich in den Dienst der Gefühle stellt. Die Art der Orientalen, in Frage und Antwort vorsichtig zu laviren, erscheint bei den Juden auf die Spitze getrieben: die Antwort ist eine Wiederholung der Frage in anderem Tonfall oder eine Gegenfrage nach dem Grunde der Frage; die Replik ist, wenn der Erste sich der gleichen angeborenen Methode bedient, eine Frage nach der Ursache der Gegenfrage, — und so kann durch vollständige Ausschließung jeder positiven Behauptung der Spielball eines Satzes zwischen zwei einander ebenbürtigen Dialektikern fort und fort hin und her geschleudert werden. Vorsicht, List und Verschlagenheit eines Jahrhunderts lang ausschließlich kaufmännisch und talmudisch geschulten Verstandes erklären zur Hälfte, was durch eben so lange Verfolgung allein noch nicht ganz verständlich scheinen möchte. Die ewige Furcht vor Spionen und Verräthern, die Angst, sich durch ein Wort Hochnothpeinliches auf den Hals zu ziehen, hat den freien Lauf der geraden Rede so verkrümmt und verschlungen.

Auch ihre Ironie hat nichts von der Unschuld und Harmlosigkeit einer bloßen Redefigur; scharf und schneidig ist sie geworden, als die einzige Waffe, die der Unterdrückte schwingen darf und die dem stumpferen Gefühl des Gegners versagt ist. Um der Beleidigung eine Reaktion zu schaffen, drückt sie die brutale Ueberlegenheit zu lächerlicher Winzigkeit herab. Indem sie den natürlichen Gesichtswinkel für Dinge und Personen verändert, das Große klein, das Kleine groß erscheinen läßt, bringt sie einen bizarren Reichthum in die Alltäglichkeit der Ausdrucks- und Denkweise. Sie wird Selbstironie und erhöht oder erniedrigt das arme getretene Ich nach souverainem Belieben. Stimmt sie in den kleinen Geistern ohne Selbstachtung in den Chor des allgemeinen Spottes ein, so wird sie in kühnen und tieferen Geistern eine selbstopfernde

Art von Rache. Die Ironie, mit der Heine die schönsten Blüthen seiner Dichtkunst zerrupfte, war keine Gederei, sondern entflammte dem wollüstigen Ueberlegenheitsgefühl des innerlich Gebränkten. Wenn er sein Wirkungsvolles mit Witzern verhöhnt, genießt er den Triumph, selbst Das, was der Gegner bewundern muß, wie etwas Werthloses zu vernichten. Die Ironie in allen Formen ist im jüdischen Denken so stark, daß sie zur häufigen, ja oft zur gewöhnlichen Anschauungsform der Dinge wird.

Diese Eigenthümlichkeiten stehen auf der Schwelle zwischen Aeußerlichem und Innerlichem. Was die Juden aber in ihrem psychischen Organismus von der des Zwecks bewußten Ruhe der germanischen, der sanguinischen Unruhe der romanischen und dem in Stimmungen schwingenden Geist der slavischen Rasse unterscheidet, ist ihre intellektuelle Nervosität. Doch scheint auch diese viel mehr durch Zwangsverhältnisse als durch Rasseeigenthümlichkeiten bedingt zu sein. Sie ist schwer zu definiren, da sie sich mehr als Hemmung denn als produktives Element zeigt. Jüdische Geister ersten Ranges, wie Spinoza, sind vollständig frei davon. Desto mehr beherrscht sie den Durchschnitt, zeigt sich als Unfähigkeit, voll im Genuß einer Stimmung oder in der Begeisterung einer Idee aufzugehen, ohne durch praktische Erwägungen des stets nach allen Seiten gespannten Intellektes gestört zu werden; sie zeigt sich durch das Fehlen einer ruhigen Beschaulichkeit für das eigene Ich, durch eine leicht zurückgeschreckte, weil ihrer Unbefangenheit verlustige Individualität. Zweifellos steht diese fast allgemeine intellektuelle Nervosität mit der körperlichen, die bei einem ungewöhnlich hohen Prozentsatz pathologisch wird, in Verbindung. Daß sich die Juden vorwiegend geistig und wenig körperlich bethätigen, ist kein genügender Erklärungsgrund. Auch als semitische Rasseeigenthümlichkeit ist sie kaum denkbar; die geistige Trägheit und Apathie der reinsten lebenden Semiten, gewisser arabischer Stämme, ist bekannt. Wir müssen also für die Erscheinung, die ich für den unterschiedlichsten und allgemeinsten Zug der „jüdischen Volksseele“ halte, nach anderen Gründen forschen. Ohne langes Schwanken können wir den Beginn auch dieser Belastung in die Zeit künstlicher Absperrung und unaufhörlichen Druckes verlegen. Daß die Gewalt dieses Druckes nicht zu klein war, auch dauernde ideogene Veränderungen hervorzurufen, bezeugen geschichtliche Daten, so das Ergebniß der Parforcejagd im Jahre des Heils 1348*), wo sich in Worms vierhundert Juden selbst den Tod gaben, in Straßburg zweitausend auf Holzgerüsten verbrannt, in Mainz sechstausend hingeschlachtet wurden und in Erfurt von den dreitausend der Judengemeinde Angehörigen kein einziger übrig blieb. Allen Gewaltthätigkeiten und Unterdrückungen konnten die Juden, aus

*) Grätz, Geschichte der Juden, Bd. 7, Kap. 10.

den realen Machtverhältnissen heraus, nur den äußersten passiven, aber keinen aktiven Widerstand entgegensetzen. Der befreiende Rückschlag, der Beleidigung in Worten mit Schimpf und den Angriff der Faust mit der Faust erwidert, blieb ihnen also durch Jahrhunderte gänzlich versagt. Das psychologische Gesetz der Ableitung traumatischer Seelenzustände fand in diesen Zeiten eine besondere Erfüllung. Der Wucher war für die Juden nicht bloß Geschäft, sondern eine Form, dem Feind zu schaden und sich einen Theil jenes schwer lastenden Hasses für nicht vergoltene Beleidigungen von der Seele zu wälzen. Nicht um das Geld unnütz in ihren Truhen zu häufen und Lebensgefahr auf sich zu ziehen, haben sie die Völker ausgewuchert. So Viele und so gründlich sie Das gethan haben: es genügte nicht, um die Rechnung von Blut und Nerven, aus denen das psychologische Gesetz der Reaktion sich ableitet, quitt zu machen. Ein großer, schwerer Rest, mit dem auch die Intelligenz dieser dialektisch gewandten Menschen nicht fertig werden konnte, blieb: ein Residuum, das sich als Gefühlsniederschlag früherer Geschlechter vererbt hat und gleichsam der pathogene Erreger der intellektuellen Nervosität ist.

Vielleicht wird diese Ableitung einer psychischen Metamorphose durch den klinischen Fall der traumatischen Hysterie vollends erklärt. Als Vorbedingung der durch ein psychisches Trauma entstandenen Hysterie gilt eine ungewöhnliche intracerebrale Erregung. Oppenheim erklärt sie „durch einen Affekt, der weder eine motorische noch eine assoziative Abfuhr findet.“ Die motorische Abfuhr heißt unwissenschaftlich Vergeltung, Rache; die assoziative: vergeben, vergessen. Wendet man diese Definition auf die mittelalterlichen Juden an, so läßt sich die von ihnen vererbte intellektuelle Nervosität als chronische intracerebrale Erregung deuten. Wie ein Stück Blei im Fleisch, so sitzt die wunde Vorstellung im Unterbewußtsein als eine dem übrigen Denkinhalt nicht assoziierte. Unbestimmt dumpfer Schmerz zeigt den Fremdkörper an. Dieser peinliche Wunderreger der jüdischen Volksseele besteht in dem ganzen Empfindungskomplex des Hasses, der Geringschätzung, Mißgunst und Lieblosigkeit, denen sie begegnet, ohne ihnen beikommen zu können. Denn sie drücken entweder den zum Gesetz erhobenen Willen der Allgemeinheit aus oder sind als halb offensive Gefühlsäußerungen Einzelner unverfolgbar und doch tief verletzende Handlungen. Die Vorstellung solcher Dinge wird am Liebsten rasch hinuntergewürgt, da die Vernunft gegen nichts wehrloser ist als gegen die Gefühle der Majorität und die Majorität der Gefühle. Gleichsam unverdaut, weil vom Bewußtsein nicht verarbeitet, sinkt also die peinliche Vorstellung in das Unterbewußtsein hinab, von wo aus sie ihren Druck übt. Der inneren Beobachtung des Gesündesten ist der erste minime Ansaß eines solchen Zustandes zugänglich: jene ungewisse Verstimmung, wo uns Etwas, das uns trotz allem Suchen nicht einfallen will, etwas Undefinirbares, rein Gefühls-

mäßiges, quält. Dann spielen die Künste der Vernunft umsonst, denn das Unterbewußtsein unterliegt nicht ihrer Macht. Dann muß die mißliche Vorstellung, wenn sie nicht unbedeutend genug ist, um sich nach Kurzem ganz zu verflüchtigen, in das klare Licht des Bewußtseins gerückt werden, um hier die schreckhaft unbestimmte Gestalt zu verlieren und dem übrigen Denken eingegliedert zu werden. Das wird im hypnotischen Heilverfahren durch wiederholtes Aussprechen des Patienten über die wunden Punkte seines Seelenlebens mit Erfolg versucht.

Wer die Analogie des Krankheitsbildes zugiebt, wird manches Räthselhafte im jüdischen Charakter erklärlich finden. Daß der Jude trotz seinem Konservatismus stets der Revolutionär par excellence war, daß — wie Lombroso sagt — alle Rebellen zu ihm gekommen sind, im Geheimen oder im hellen Tageslicht, gewinnt dadurch neue Bedeutung. Daß er sich stets zum Wortführer fortschreitender Bewegungen machte, mag, nebst anderen Gründen, einem inneren Heiltrieb entsprungen sein, da der Jude in der Aussprache des allgemeinen Leides auch die nöthige Reaktion seiner besonderen seelischen Gedrücktheit fand. Auch der Zionismus, dessen bisherige Hauptthätigkeit in Diskussionen bestand, mag jenem unklaren Bedürfnis der Heilung entsprungen sein. Indem er sich aber auf den Standpunkt extremer Rassenverschiedenheit stellte und die Assimilirbarkeit verneint, hilft er nur, einen Zustand verlängern, ja, verschärfen, den der eigeninnige Dünkel der Juden „vom auserwählten Volk“ selbst verschuldet und der ihrer Seele tiefe Narben eingestrichen hat.

Wien.

Philipp Frei.



Die Perle.

Vor vielen, vielen hundert Jahren sang einst ein königlicher Dichtergreis in einem fernen Land am Ufer des Meeres ein herrliches Heldenlied und seine Dichtung ging ihm selbst so zu Herzen, daß er weinen mußte. Und als Thränen in den Ozean fielen, wurden sie darin zu Perlen. Vor genau dreihundert Jahren wurde die köstlichste dieser Perlen gefischt; sie hatte die Form eines Herzens; und der Doge von Venedig schenkte sie Ihrer Excellenz der Contarina Contarini, der Gattin eines Lato der Republik. Die Contarina war, obgleich schön, reich und tugendhaft, doch nicht glücklich. Sie hatte in dem dritten Jahr ihrer Ehe ihr einziges Töchterchen verloren; und da zu der Zeit, wo diese Erzählung beginnt, seit dem Unglückstage schon zwölf Jahre ins Land gegangen waren, wagten weder sie noch ihr Gemahl mehr zu hoffen, daß der liebe Gott ihnen noch ein anderes Kind statt des verstorbenen schenken werde.

Eines Tages, als Contarina ihre Gondel vor San Zanipolo verließ, um in die Kirche zu gehen, bat eine arme Frau, die zwei in Lumpen gehüllte, elende Kinder an der Hand führte, sie um ein Almosen. Contarina gab ihr eine Bezdine und die arme Frau brach voller Dankbarkeit in den Ruf aus:

„Möge Gott Euch segnen, Excellenz, Euch und Eure Kinder! Möge die Madonna Euch Frohsinn und Glück verleihen!“ Da wurde die Edelfrau traurig und betrat die Kirche von San Zanipolo, wo ein frommer Bruder gerade über die Erziehung predigte und der lauschenden Menge die Geschichte Cornelia Romanas erzählte, die von ihren Kindern zu sagen pflegte: „Das sind meine Juwelen.“ Und Contarina dachte unwillkürlich: „Ach! Wenn ich doch statt der Perle, die der Doge mir geschenkt hat, noch mein Töchterchen besäße!“

Als Contarina nach der Predigt in der Gondel nach ihrem in der Nähe der Madonna del Orto gelegenen Palast zurückfuhr, geschah es, daß sie einschlief und im Traum eine Stimme hörte, die ihr die unverständlichen Worte zurief: „Wenn Du sie nicht verlieren willst, dann hüte Dich vor der Poesie und vor der Musik.“ Sie erwachte gleich darauf, ziemlich verwundert und beunruhigt über einen solchen Traum. Als sie vor ihrem Palast ausstieg, hörte sie einen großen Lärm und das Hin- und Herstreiten der Dienerschaft. Diese eilte ihr, wie durchsichsprechend, entgegen und Contarina gelang es nur mühsam, herauszuhören, daß die Leute einander beschuldigten, die Pforte nach der Wasserstraße offen gelassen zu haben. Jemand müsse heimlich mit einem Kind eingebracht sein, das man dann weinen hörte und das man bald darauf mutterseelenallein im Schlafgemach Ihrer Excellenz, und zwar in der seit zwölf Jahren leerstehenden silbernen Wiege, gefunden habe. Contarina stieß einen Schrei aus, wies die Dienerschaft mit einer Handbewegung von sich und stürzte in ihre Klemmate.

Wirklich fand sie auch in der silbernen Wiege ein kleines Mädchen, das weiß wie Marmor anzusehen war, zwei große meerfarbige Augen hatte, sofort bei ihrem Eintritt zu weinen aufhörte und ihr die Händchen entgegenstreckte. Contarina eilte zu dem Schmuckschrein; er war offen und die köstliche Perle, die sie vom Dogen erhalten hatte, daraus verschwunden. Da begriff sie, daß Gott ihre Gedanken in San Zanipolo gelesen und den Segenswunsch der Bettlerin erfüllt habe. Außer sich von Freude, hüllte sie die Kleine sofort in die Gewänder ihrer süßen Verbliebenen und sandte nach ihrem Gemahl, dem sie Alles erzählte, von dem Segenswunsch und ihrem Gedanken an bis zu dem Wunder. Seine Excellenz Giovanni Contarini erwiderte, daß wahrscheinlich ein Dieb die Perle gestohlen und das Kind statt ihrer zurückgelassen habe; da er seine Frau aber so glücklich sehe, sei er bereit, die Kleine als Pflgetöchterchen aufzunehmen. Es war gerade Sanct Margarethentag; deshalb erhielt sie den Namen Margarethe, was Perle bedeutet; aber als sie zu sprechen begann, nannte sie sich statt Margarethe Malgari und schließlich wurde sie auch von allen Anderen so gerufen.

Malgari wuchs schnell heran und wäre das schönste Mägdlein in Venedig zu nennen gewesen, hätte sie nicht eine so ungewöhnlich blasser Gesichtsfarbe gehabt. Die Dienerschaft des Hauses Contarini und die weltlichen Damen Venedigs sagten ihr nach, daß unedles Blut in ihren Adern fließen und sie von Banditen oder Zigeunern abstammen müsse; aber sie hatte ein so vornehmes, süßes Gesicht und eine so weiche Stimme, daß eine solche Behauptung lächerlich erscheinen mußte. Sie war lebhaft in ihrem Empfinden, heiter, spielte den ganzen Tag herum und immer hörte man ihr silberhelles Lachen, das wie das Jubiliren einer Vögelin klang; wenn ihr aber eine üble Nachrede, ein unziemliches oder böses Wort zu Ohren kam, wenn sie eine unredliche oder häßliche Handlung

ah, wenn man ihr von Kummer und Leid der Menschheit erzählte, wenn ihr Vater und ihre Mutter manchmal mit einander stritten oder wenn eine Lüge in ihrer Gegenwart gesagt wurde, dann versank sie sofort in stumme Schwermuth. Als sie vier Jahre alt war, tönte in einer Sommernacht drunten auf dem Rio della Madonna del Orto aus einer Gondel ein Lied heraus, zu dem Jemand mit der Guitarre begleitete. Margari, die mit ihrer Mutter in einem Zimmer schlief, erwachte, glitt aus dem Bett, lauschte der Melodie so lange, bis die letzten Töne in der Richtung nach San Moise verhallten, und fiel dann ohnmächtig zu Boden.

Als sie in dem Bett ihrer Mutter wieder zu sich gekommen war, flehte sie diese an, sie an das Fenster zurückkehren, sie noch einmal jenen Tönen und jenem Gesang lauschen zu lassen. Dann wurde sie von einem heftigen Fieber gepackt und lag während dreier Tage und dreier Nächte im Delirium und fabelte immer davon, daß man sie rief, daß sie fort müsse, daß sie keine Venezianerin sei, daß sie eine Stimme aus ihrem Heimathlande gehört habe; dann umarmte sie die arme, verzweifelte Contarina mit den Worten: „Mama, Mama, führe mich hinweg!“ Da entsann sich Contarina der im Traum gehörten Worte; und weil es ihr in Venedig unmöglich schien, die Poesie und die Musik auf die Dauer von Margari fern zu halten, schlug sie ihrem Gemahl vor, mit ihnen nach ihrer kleinen, im griechischen Archipel gelegenen Insel Syra zu reisen, wo sie zwischen hohen Waldungen und Vorbergeden, zwischen Oliven und Orangenhainen einen Palast mit dem Blick auf das Meer besaßen. Die Insel war nur von Anfielern und von Contarinas Gärtnern bewohnt. Seine Excellenz antwortete, daß er Das für eine Verrücktheit halte und nicht von Venedig fortziehen könne. Contarina blieb dabei, — und so reiste sie allein mit Margari ab.

Sämmtliche Bewohner von Syra erhielten sofort das strenge Verbot, zu singen oder Musikinstrumente zu besitzen. Contarina untersagte sogar das Glockenläuten, weil Margari beim Ave Maria am Abend nach ihrer Ankunft so mächtig ergriffen gewesen war, als sie die Glocken in der Einsamkeit inmitten von Wind und Wellen hörte. Trotzdem erlangte das Kind seine frühere fröhliche Laune nicht zurück. Es spielte jetzt selten und lachte fast nie; aber es schien zufrieden, sich so vom Meere umgeben zu sehen, und verbrachte Stunden und Stunden am Strande damit, der gewaltigen Stimme des Meeres zu lauschen.

Als sie älter wurde, war Lesen ihre Lieblingsbeschäftigung und sie verweilte oft und lange in der Bibliothek des Palastes, wo ihre Mutter sie eines Tages mit leuchtenden Augen, erhitzten Wangen und fiebernden Pulsen über dem Tasso fand, ganz berauscht von dieser Poesie. Deshalb ließ Contarina alle in Versen geschriebenen Bücher aus der Bibliothek entfernen und verbrennen. Seine Excellenz Contarini kam nur ein- oder zweimal im Jahre nach Syra und verweilte dort nie länger als zwei bis drei Tage. Er war zuerst sehr aufgebracht über Das, was er die Thorheit seiner Gattin nannte; schließlich gewöhnte er sich daran. Margari hatte im Stillen Kummer, als sie sah, daß ihr Vater und ihre Mutter sich nicht mehr liebten, und bat die Mutter mehrmals, sie zum Vater zurückzuführen, da sie das Geheimniß ihres eigenen Ursprunges und der Flucht von Venedig nicht kannte, die sie durch eine Laune, wie sie kranken Kindern eigen ist, verschuldet zu haben glaubte. Aber ihre Mutter hatte sie jedesmal erst unter Küffen und Liebesworten, dann unter Thränen beschworen, nicht darauf zu bestehen.

Malgari mochte etwa dreizehn Jahre alt sein, als eine Jase, der man den Dienst gekündigt hatte, ihr aus Nachsicht erzählte, sie sei entweder durch Briganten oder durch Zigeuner ins Haus gekommen. Malgari schauerte zusammen, wurde weißer als eine Perle, antwortete der Jase: „Ich vergeihe Dir“ und ging zu ihrer Mutter, der sie mit der ernstesten Festigkeit einer kleinen Königin ihre eigene Geschichte entriß. Vor Angst erbebend, erzählte Contarina ihr das Wunder und Malgaris schönes blaßes Gesicht leuchtete in einem Licht, als wenn die Morgentöthe darüber aufginge.

„Ja, Mutter“, sagte sie, „ich fühle, daß ich keine Zigeunerin, fühle, daß ich die Perle bin: aber Das darf weder die Luft wissen, die mich sonst vergilben, noch das Meer erfahren, das mich sonst zurückfordern würde. Nun erkläre mir aber auch, warum Du nicht leidest, daß in meiner Nähe Jemand singt oder spielt und warum Du mich jenes wunderbare Buch nie mehr lesen läßt?“ Contarina weigerte sich, diese Frage zu beantworten, und Malgari drang nicht weiter in sie. Sie begnügte sich damit, ihre Mutter zu umarmen und ihr ins Ohr zu flüstern: „Ich möchte nach Venedig zurückkehren.“

Am Abend des selben Tages stieg das Mägglein an einer Stelle zum Meer hinab, wo dieses einen von zwei dunklen Felsen eng eingeschlossenen Bufen bildet. Dort verläuft sich die Welle leise auf dem feinen, glitzernden Sand und große, ernste Pinien, die hoch über das Vorbergestrüpp hinausragen, singen bei jedem Windhauch, der über ihre Kronen hinstreicht. Malgari schien es, als habe sie noch nie das Meer so lieb gehabt. Sie ließ sich auf den Sand nieder, streckte sich längs der feuchten Grenze der Welle lang aus, ließ sich von ihr vom Kopf bis zu den Füßen bespülen, — und die Welle war so lind, so weich, so zärtlich, daß Malgari leise, leise zu ihr sprach. Sie malte sich dabei im Geist ihr früheres Leben als Perle aus, das Herz ging ihr auf und sie erslehte von den Wogen jenes süße Gefühl zurück, das sie eines Nachts in Venedig erfüllt, das sie eines Tages in der Bibliothek besetzt hatte, als sie die Geschichte von Chlorinde und Tancred las. Und leise, leise antwortete die Welle; es war, als berge sie einen Theil des einen oder anderen herauschenden Gefühles, als verheiße sie noch weit mehr. Der Himmel war düster, auf hoher See verschwammen die Wasser mit ihm in gleichem Grau; aber nach und nach sah Malgari, die nicht wußte, ob sie wache oder träume, viele kleine silberne Lichter aus der Ferne auf sich zukommen; allmählich nahm vor ihrem Blick jedes Lichtchen die Form eines menschlichen Antlitzes an, sie sah eine Menge blonder und brauner Mädchentöpfe, die behebend aus den gleißenden Wogen emportauchten, sah eine Anzahl zierlicher Händchen, die in tollem Uebermuth bald nach rechts und links, bald nach oben Milliarden demantglitzernder Tropfen schleuderten. Sie kamen nicht in die Bucht geschwommen, in der Malgari sich befand, aber sie glitten blühschnell an ihr vorbei, so nah, daß der Wiedererscheinen der schimmernden Wasser Klippen, Ufer und Buschwerk mit Licht übergieß. Jedes Köpfchen wandte sich im Vorbeischwimmen zurück und schaute nach Malgari, aber keins kam auf sie zu, nur das allerletzte lenkte um die Klippen herum in die Bucht ein, näherte sich ihr und hielt wenige Schritte vor dem Ufer inne.

„Wer seid Ihr?“ fragte Malgari.

„Meerjungfrauen.“

„Meerjungfrauen? Dank könnt Ihr ja die Zukunft Weissagen.“

„Das können wir.“

„Laßt mich die meine erfahren.“

Die kleine Rize sah sie ein Weilschen an und antwortete dann: „Aus Musik und Poesie bist Du hervorgegangen, zu Musik und Poesie wirst Du wieder werden.“

Die Rize hatte ein süßes, zartes Kindergesicht, aber ihre Augen waren schon schwermüthig und tief wie die einer Frau von dreißig Jahren.

„Wie schön Du bist!“ sagte Margari. „Komm, gib mir einen Kuß.“

„Ich kann nicht. Meerjungfrauen setzen den Fuß nicht auf den Strand.“

„Werden wir uns je wiedersehen?“

„Ich entstamme dem Meere“, erwiderte die schwermüthige braunlockige Maid, „Du den Himmel.“ Und ohne Bescheid zu sagen, wandte sie sich schnell und verschwand, ihre Schwestern einholend, hinter der Klippe.

Malgari kehrte heim, sprach nicht über die Meerjungfrauen und fragte Contarina nie mehr, warum sie Musik und Poesie von ihr fernhalte.

Seit jenem Abend lachte sie nie mehr und wurde nur noch sanfter und frommer als bisher. Niemand erduldet Leid auf der Insel, ohne daß sie auch darunter gelitten und nach Kräften Trost und Hilfe gesendet hätte. Ihr öffneten sich die Hütten und Herzen der Armen; und wo sie hinkam, dahin brachte sie Licht. Noch oft kehrte sie in jene abgelegene Bucht zurück, aber die Rizen sah sie nicht wieder.

Mit fünfzehn Jahren hatte sie in ihrem Gesicht und in ihrer graziosen Gestalt Etwas, das sie wie achtzehn erscheinen ließ, und Contarina beschäftigte sich schon mit dem Gedanken, ob sie einen Gatten für sie suchen solle. Giovanni Contarini kam seit zwei Jahren gar nicht mehr und schrieb nur selten, höchstens alle paar Monate einmal, wenn das Schiff der Kauffahrer, die ihren Handel auf dem Rialto betrieben, auf der Fahrt nach Smyrna die Insel berührte. Einmal Tages brachte das Schiff keinen Brief, wohl aber die Nachricht, daß eine verheerende Seuche in Venedig ausgebrochen sei. Contarina erschrak zu Tode, sie gedachte der Gefahr, die ihrem Gatten drohte, und der Vortürfe, die sie sich machen würde, nicht an seiner Seite zu sein, falls die tödliche Krankheit ihn befiel. Doch noch viel entsetzter war sie, als Margari ihr in ihrer sanften, aber bestimmten Weise erklärte, daß jetzt das Gebot der Pflicht für Beide erheische, nach Venedig zurückzukehren, und daß man ihm Folge leisten müsse. Contarina beugte sich, wie sie sich dem Willen Gottes gebeugt haben würde, und vierzehn Tage später hielten die beiden Frauen Einzug in ihrem bei der Madonna dell' Orto gelegenen Palast, in dem Giovanni Contarini am Tage vorher an der Pest gestorben war. Contarina schien verzweifeln zu wollen, weinte viel und schlug Margari vor, gleich wieder abzureisen. Aber das junge Mädchen, das weder einen Schmerzenslaut von sich gegeben noch eine Thräne vergossen hatte, erwiderte ihr, sie allein trügen die Schuld, wenn Contarini, von Allen verlassen, gestorben sei, und diese Schuld müsse gesühnt werden. Sie beabsichtige deshalb, die Pflege bei den Pestkranken zu übernehmen. Contarina erstarrte das Herz in der Brust, aber sie wagte nicht, zu widerstehen, denn Margari hatte mit der Miene einer Heiligen gesprochen.

Sogleich ging man ans Werk. Die armen Kranken wurden häufig von

ihren nächsten Verwandten aus Furcht verlassen, sie schleppten sich oft, um zu sterben, auf die offene Straße. Mit ihrer märchenhaften Schönheit, mit den garten, geschickten Händen, die vor nichts zurückbeugen, wurde Margari von Arm und Reich um Hilfe angerufen und in den Himmel gehoben; man nannte sie allgemein nur die *Madonna dell' Orto*. So stand sie auch einem fremden jungen Musiker bei, der seiner Kunst zu Liebe aus dem fernem Norden nach Italien gekommen war; es war ein armer, schöner, liebenswürdiger Jüngling, der sich, wieder genesend, sterblich in sie verliebte und es ihr nicht zu sagen vermochte, weil sie in dem unbestimmten Gefühl, daß sie ihn wieder lieben werde, ihre Krankenbesuche bei ihm einstellte. Als die Seuche vorüber war, gedachte sie noch beständig seiner, aber sie sah ihn nicht wieder.

Der Senat erwieß ihr hohe Ehren, der Doge that noch mehr: er hielt um ihre Hand an. Contarina war trotz der eigenen Bangigkeit und der entschiedenen Abneigung Margaris der Meinung, daß man den Dogen nicht ausschlagen dürfe. Dennoch wies Margari ihn ab und fügte nur im Scherz hinzu, daß sie sich vielleicht anders bestimmen werde, wenn der Doge alle armen Mädchen Venedigs ausstatten und alle Bettler bekleiden wolle; wenn er obendrein den Campanile, den sie nicht leiden könne, von dem Markusplatz entferne, dann werde sie ihm sicher ihre Hand reichen. Der Doge ließ ihr sagen, daß die beiden ersten Bedingungen bereits angenommen seien und daß er auch die letzte nach dem dritten Jahr ihrer Ehe erfüllen werde. Margari war tief betrübt; denn sagte sie Nein, so nahm sie vielen tausend Menschenkindern Obdach, Brot und Lebenslust, — und das Ja wurde ihr unsäglich schwer. Doch schien ihr das Opfer nöthig: sie opferte sich.

Um die Hochzeit hinauszuschieben, bat sie im letzten Augenblick, man möge sie auf der Insel Syra feiern. Der Doge willigte ein und die beiden Brautleute reisten auf zwei der Republik gehörigen Schiffen ab, von ihren Verwandten, einer großen Anzahl Freunden, Anhang und Dienerschaft begleitet. Es war in einer Vollmondnacht im August, der zweiten ihrer Reise, einer köstlich klaren Nacht. Margari stieg allein auf das Verdeck, um den Mondenschein und die Kühle zu genießen. Sie ließ sich am Bugspriet nieder, wo sie das Meer betrachtete; nach einiger Zeit sah sie einen Seemann, der sich ihr gern genähert hätte und es doch nicht zu wagen schien. Sie fragte ihn theilnahmenvoll, was er wünsche, und er gab sich als den jungen, von der Pest genesenen Fremdling zu erkennen. Margari wurde ganz verwirrt; sie fragte nicht, warum er sich in dieser Verkleidung an Bord befände; und der junge Mann sagte ihr nur, daß ihr plötzliches Fernbleiben ihn tief entnuthigt habe und daß er sich glücklich preise, ihr jetzt seinen Dank aussprechen zu dürfen. Zum ersten Male im Leben färbte eine zarte Röthe die Wangen des jungen Mädchens. Sie ließ das Gespräch fallen, aber sie bat den jungen Fremden, ihr von seiner Heimath zu erzählen. Es war ein ferne, hoch im Norden gelegenes Land, gen Mittag und gen Sonnenanfang von einem im Sommer stürmischen, im Winter gefrorenen Meere umgeben, ein armes Land mit Felsen, Seen und Birkenwäldern, wo man in den Jahren der Theuerung die Rinde von den Stämmen schälte, um Brot daraus zu machen, ein Land, bewohnt von einfachen, schlichten Menschen, von Fischern, die in ausgehöhlten Baumstämmen auf den Seen umherirren,

um die Forelle unter dem schäumenden Wildbach zu fangen, von Jägern, die der Wildente und der Eibergans bis an die Wogen des Meeres nachstellen, die auf flinken Schlitten die Spur vom Wolf und Bär verfolgen; ein an Geld armes Land, schloß der Jüngling, das sich aber im Besitze des größten Schatzes auf Erden reich dünkte: im Besitze der Musik und der Poesie. Margari erschauerte: „Wie ist Das möglich?“ rief sie aus. Da sprach ihr der Jüngling von einem wunderbaren Heldenlied aus seinem Vaterlande, der noch heute vom Volke gesungen werde, im Winter am Herdfeuer, im Sommer draußen im Freien, auf den Wiesen, an den blumigen Seegeländen, am Gestade des brausenden Meeres. Und er sagte ihr die schönsten Stellen aus dem Gedicht her, da, wo es von Liebe und Haß, von Krieg und Frieden handelt. Und schließlich erzählte er ihr die Geschichte eines ruhmreichen Greises, der, Dichter und König zugleich, einst am Seegestade so ergreifend gesungen habe, daß die Thränen, die er aus Rührung über sein eigenes Lied vergoß, von seinen Wangen in das Meer herabgerollt und darin zu Perlen geworden seien. Margari lehrte dem Mondlicht den Rücken, das dem Fremden voll ins Antlitz schien; sie lauschte der Erzählung mit weit geöffneten Augen, die eiskalten Hände über der Brust gefaltet, die vor Liebe und tödlichem Weh zu springen drohte.

„Ach“, flüsterte sie, als er schwieg, „warum habe ich Euch nicht früher wiedergesehen?“ Doch gleich darauf gereuten sie ihre Worte, sie wandte sich schweigend dem Meere zu. Und nicht lange währte es, da kamen von weither schimmernde Wogen und auf ihnen die blonden und braunen Köpfchen der Nixen an ihr vorbeigeschwommen. Margari glaubte, ihre alte Bekannte wiederzuerkennen: es war die Einzige, die sich umwandte und zu dem Schiff emporschaute; sie glaubte, ihrem Blick zu begegnen und ihn zu verstehen. „Singt“, sagte sie einer Eingebung folgend, zu dem Jüngling, „singt und spielt mir den Heldenlied des Dichtergreises.“

Der Jüngling holte sein Instrument, eine italienische Violine. „Dank“, sagte Margari bei seiner Rückkehr. „Wartet, ich will nicht gesehen sein, im Fall man mich sucht.“ Sie ließ sich zwischen dem Geschütz und der Brustwehr des Schiffes nieder.

Der Fremdling spielte und sang mit der ganzen Seele des Patrioten, des Künstlers und des Liebenden. Es war eine wunderbare Musik. Die Delphine folgten entzückt dem Schiffe, Seeleute, Offiziere, Herrschaft und Dienerschaft, — Alles eilte herbei, um der herrlichen Weise zu lauschen, ohne daß der Sänger es bemerkte. Als er es aber sah, brach er ab und wollte sich von Margari verabschieden. Doch von ihr erblickte er nichts mehr als ein thränenfeuchtes Taschentuch.

... Die dummen Leute glaubten, sie habe sich vom Schiff ins Meer gestürzt, um nicht die Gattin des Dogen werden zu müssen. Contarina Contarini, so heißt es, starb vor Herzeleid darüber, daß Margari nun wieder zur Perle auf dem Grunde des Adriatischen Meeres geworden sei; wir aber theilen diese thörichten und traurigen Gedanken nicht. Wenn von ihr nur ein thränenfeuchtes Taschentuch übrig blieb, so wissen wir, daß jene Perle ja gerade aus Thränen und aus der Seele eines Dichters bestand; wir verstehen den Sinn der Worte, die einst die kleine schwerwüthige Nixe sprach: „Ich stamme aus dem Meere, Du aus dem Himmel.“

Vicenza.

Antonio Fogazzaro.



Die XI.

Den Titelumschlag der Einladung, die die „Vereinigung der XI“ diesmal zu ihrer Ausstellung versandte, hat Martin Brandenburg, ihr Jüngster, gezeichnet. Das schwärzliche Blatt ist ohne Nachsinnen nicht gleich verständlich, weil das Auge eine prägnante Sprache der Linien vermißt. Es stellt in dunklem Waldesschatten einen gewappneten Jüngling dar, der linksch mit Händen und Füßen einem glosenden Ungeheuer zu Leibe geht, nachdem seine Klinge an dem scheußlichen Klumpen schon zersplittert ist. Der junge ritterliche Kämpfe ist vermuthlich der streitbare Genius der Elferkunst und das fraysenhafte Ungethüm, das da als ein unflätiger Diakopf auf Vogelkralen am Boden hockt und von der blauen Blume frist, wie der Ochse vom Heu, ist das blöb apathische Banausenthum. So verstanden — und wie wäre es anders zu deuten? —, ist aber das Titelblatt der achten Ausstattung der XI eine übel angebrachte Phrasen. Hat dieser aus heterogensten Elementen zusammengesetzte Verein je eine einheitliche Tendenz gehabt, so hat die Zeit sein Fordern und Sehnen längst erfüllt. Heute sind die früheren Stürmer und Dränger nicht mehr genöthigt, sich Beifall ertrogen zu müssen, sondern können willig gespendete Beweise der Anerkennung ergiebig nützen, — und, wahrhaftig, sie thun es auch.

In dem Kopf eines Einzelnen mögen sich Dinge forterhalten, auch wenn sie im Allgemeinen bereits überwunden sind. Brandenburg hat Allerlei auf der Palette; und im jugendlichen Zorn, sich nicht alsbald in weitester Runde verstanden zu sehen, hat er sich auch im Ramen der Anderen, deren Kunst längst festen Fuß gefaßt hat, zeichnend ereifert.

Dem allmählich etwas geloderten Verband war eine frische, herausfordernde Kraft jedenfalls ein willkommenes Ersatz für einige alte Elfer, die sich schließlich überflüssig fühlten und deshalb ausgeschieden sind. Für ein geschlossenes Zusammenstehen fehlt entschieden die äußere Nothwendigkeit; der Gelegenheiten, Bilder auszustellen, giebt es eher zu viele als zu wenige und so leicht bleibt nichts mehr unbekannt. Man hat als Künstler schon eher das Bedürfnis, allein zu sein, als das, sich an Andere anzuschließen. So haben Liebermann und Ludwig von Hofmann eine Fülle ihres Besten bereits in Sonderausstellungen gezeigt und Klinger, der von je her ein unsicherer Kantoniist war, hat sich in diesem Jahr nicht einmal mit einem radirten Blatt an der gemeinsamen Veranstaltung betheiligelt. Dafür wird er unmittelbar, nachdem der Platz bei Keller & Reiner geräumt sein wird, den großen Oberlichtsaal ganz mit eigenen neuen Werken füllen. Die stille Dora His, die man, um sich numerisch zu ergänzen, herangezogen hat, und Starbina, der fein und sicher, aber niemals laut auftritt, machen keine Sensation. Ihre jätlich ge-

pflegte Eigenart kann wohl veränderte Nuancen, aber keine Ueberraschungen mehr bieten. Von neuen Dingen, deren wir uns vom Geiste der Zeit erwartungsvoll versehen, würden wir bei den XI also nicht viel verspüren, wenn nicht wenigstens Leistikow immer noch all seinen schönen Eifer für diese Ausstellung hingäbe. Weder das von Liebermann mit kühnen Strichen hingehauene Bildniß noch die absonderlichen Visionen Brandenburgs sind neu; sie interessieren wohl als Daten im Entwicklungsgange eines Künstlers, aber nicht als Etappen der Kunst. Was dagegen Leistikow in jährlich fortschreitender Entwicklung vor sich gebracht hat, stellt trotz seiner persönlichen Art auch objektiv eine Erweiterung des allgemeinen künstlerischen Erfahrungsgebietes dar.

Leute, die sich an den bisherigen Errungenschaften innerhalb des goldenen Rahmens des Tafelbildes Genüge sein lassen, bestreiten, daß Leistikows Landschaften die Kunst bereichern. Sie nennen diese Einfachheit der Linien und Töne eine Vergewaltigung der malerischen Natur und protestiren laut gegen seine „roh kunstgewerbliche Art“. Und warum? Hauptsächlich, weil seine Arbeiten nebenbei noch den Vorzug haben, dekorativ zu sein. In diesem kleinen Worte prägt sich sehr viel altes Vorurtheil aus; es bedeutet die Abwesenheit feinerer Empfindung; und doch hat Leistikow seine Empfänglichkeit für alle intimen Reize der Erscheinung durch reife Werke bewiesen. Heute sucht er einen volleren und freieren Ausdruck der sinnlichen Wahrnehmung. Die dekorative Richtung ist keine willkürliche Laune, die sich aus dem Kunstgewerbe etwa in die große Kunst verirrt hat; hier und dort sind von einander unabhängige und doch innerlich gleichartige Strebungen lange latent gewesen. Wie kam Ludwig von Hofmann darauf? Von wo kam dem Architekten van de Velde plötzlich die wunderbare Eingebung? Woher entnahmen Strathmann und Peter Behrens eines Tages die Inspiration zu ihrer Bilderornamentik? Wie geht es zu, daß Thomas Theodor Heine und Bruno Paul so zeichnen müssen und nicht anders? Alle haben, Jeder nach seiner Art und nach seinen Zwecken, aus einer geistigen Quelle geschöpft. Leistikow ist es zu Theil geworden, das Fremde, Große, Weite, das uns in der Landschaft befängt und befreit, erdrückt und aufrichtet, durch rhythmische Bewegung der Linien und harmonische Ruhe der Flächen im Bilde zu fassen. Er befreit es von allem Kleinlichen und Störenden; allein der große Charakterzug der Formenumrisse und der Lichtwerth der Farben fesseln das Auge. Freilich gehören ein auf das Feinste entwickeltes Anschauungsvermögen und ein starkes Naturgefühl dazu, um in solcher Vereinfachung überzeugende Wirklichkeitsbilder zu schaffen. Diese Eigenschaften hat er auf seinem langen Wege sich als ein wahrer Künstler redlich erworben. Was er überzeugend lehrt — daß die Stärke eines Landschaftsbildes nicht im Gegenständlichen, nicht in der beschreibenden Schilderung beruht, nicht darin, daß „rechter Hände, linker Hände lauter Frühlingsgegen-

stände“ abkonterfeit sind, sondern in den Raumverhältnissen und in dem ornamentalen Charakter —: Das ist ein bleibender Gewinn.

Brandenburg hat auch eine persönliche Art, aber er ist nicht modern. Es sei denn, daß man Dinge aus dem Stoffgebiet der „versunkenen Glocke“ für modern im Sinne des Malers erklärte. Brandenburg ist literarisch beeinflusst: er malt Märchen, — elbische Wesen und Quoroge; und er malt auch dramatische Alltagszenen, strikende Arbeiter und Ähnliches. Aber Das ist einerlei, denn er ist in der That Maler; und gemalt ist nicht geschrieben. Der Haupttheil seiner Eigenart bleibt einstweilen noch im Stofflichen stecken, das sich nicht zum Bilde wandeln will. Er ist ein Träumer und Gräbler, — und, so kommt mir vor, auch ein Rechner. Als ob es Absicht wäre, so steif und edig zeichnet er seine nackten Windsbräute und Waldseen, um nur ja nicht etwa, wie Jedermann, ein Wenig gefällig zu sein. Er liebt das Verschrumpfte, Runzelige: verkrüppeltes Gesträuch, von Moos und Flechten überwucherte Baumstümpfe, die er mit liebevoller Delikatesse malt. All Das nimmt für ihn wunderliche Formen, Gesicht und Gestalt an. Seine Phantasie liebt den Wald, aber nicht den Frühlingswald, sondern einen gespenstischen Wald, zu dem Spinngewebe den Eintritt wehren und über dessen Modergründe blaue Flämmchen huschen. Wenn er nur erst Alles wirklich malen könnte wie er's innerlich wohl schon jetzt sehen mag, und vom Altmodell loslässe, das in seinen Bildern steht und liegt, wie es ihm gestanden oder gelegen hat! Dann wird ihm auch die Windsbraut gelingen, die mit den eilenden Lüften in gestrecktem Fluge über die Haide hin stürmt und nach flatternden Vögeln hascht, und der Sonnenstrahl, der als leuchtende Elfe über dem dunklen Waldsumpf tanzt. Fast scheint mir freilich, daß der freie Schwung und die sonnige Heiterkeit seinem Temperament widerstreben. Wie kraus ist seine Zeichnung, wie zäh die Farbe! Sein Bestes ist nicht das Bild des verzierten Knaben, der im mondburchflimmerten Wald sein zuckendes Herz der Waldsee beut, sondern eine große Zeichnung in Schwarz und Weiß: eine Masse von Asphaltarbeitern in Staub und Sonnengluth beim Tagewerk. Da hat er sich zu jener ganz freien Anschauung erhoben, die die äußere Erscheinungswelt und die innerlichen Beziehungen zu einem untrennbaren Ganzen verschmilzt.

Friedrich Fuchs.



Ideale.

In Knäblein wars, fünf Jahr' alt oder vier,
Das stand allein auf marktbelebter Gasse
Am Vögelchen, drin ein noch Kleines lag:

Die Mutter trat vielleicht in ein Geschäft
Und überließ dem ältern Kind die Wache.

Ich hätt' es, in Gedanken vorwärts schreitend,
Wohl kaum beachtet, hätt' ich nicht gehört,
Wie aus 'nem Haufen lustiger Studenten,
Der grad' vorbeiging, Einer, aufwärts zeigend,
Dem Kleinen zurief — lachend rief er es —:
„Da oben! Siehst Du? Ei, so hol' ihn wieder!“

Ich sah hinauf, dem Blick des Knaben folgend,
Dem thranenden. Ein rothes Gummibläschen,
Ein „Luftballon“ war seiner Schmerzen Ziel,
Der frei und leicht, von lindem Wind getrieben,
Soeben über hohem First verschwand.

Da stach mich was. Just hatt' ich meinen Kindern
Ein Spielzeug eingekauft und dachte nun:
Dies ist doch auch ein Kind! Was kanns dafür,
Dass es nicht meines ist? Solls darum weinen?

Zehn Schritte weiter stand ein buntes Weib,
Das solche Luftballons verkaufte. Deutlich
War Südens Bluth in sein Gesicht geschrieben, —
Und wem denn wäre, der Italien liebt,
Selbst einer Bettel Runzelkopf nicht werth,
Der einen Gruß vom Sonnenlande bringt?
So zahl' ich zwanzig Pfennig denn statt zehn
Nach Landesbrauch — obwohl, vielleicht auch weil
Ich Genuas Tochter genuessisch grüßte
Im Dialekt — und schlich ganz heimlich wieder
Zu jenem Kind, das immer noch so stand:
Den seuchten Blick zum Himmel aufgerichtet,
Die eine Hand ihm nachgestreckt, die andre
Nach hinten ausgepreizt. Schnell war um diese
Des Fadens Schlinge angehängt und rückwärts
Zog ich mich rasch, auf den Moment gespannt,
In dem der kleine Bursch das Wunder merkte.

Ganz anders kam's. Das Kind empfand vielleicht
Den leisen Zug an seinem Handgelenk,
War seiner Stellung müde oder gar
Vergah es schon den Anlaß seiner Thränen, —
Aurzum: es nahm den Arm nach vorn und sah
Den fortgeglaubten Ball — was wars denn sonst? —
An diesem schweben. Lächelnd zogs am Band
Und ließ das rothe Ding vergnüglich tanzen,
Als wäre nichts Besonderes geschehn.

Ich ging nach Haus und mag wohl noch recht weit
Und lange gehn, bis Einer kommt und mir
So heimlich wiederschenkt, was mir entflohen.

Le Père Peinard.

Unter den vielen pariser Zeitungen ist eine, die die meisten Zeitungsfrauen in ihren bunten Büden nicht aushängen, sondern nur auf Verlangen aus dem geheimnißvollen Inneren herausfordern: „Le Père Peinard“, ein Arbeiterblatt.

Anstößig ist der „Vater Mähwalt“ zwar nicht, jedoch sehr radikal. Daher wird er gelegentlich konfisziert. Ein Blick auf das Titelbild der in der Woche einmal erscheinenden Zeitung läßt über ihre Tendenz keinen Zweifel. Der Mensch ist zur Freiheit bestimmt. Deshalb zeigt das Titelbild einen hemdärmeligen Arbeiter, der Krone, Szepter und Geseßestafeln zertritt und die Priester der Kirche, die Herren der Börse, Soldateska und Polizei mit Peitschenhieben vor sich her treibt. Im Hintergrunde lodern die Deputirtenkammer, Kirchen, Börse, Gefängnisse und Kasernen in Flammen.

Redakteure wie Mitarbeiter des Père Peinard sehen die bestehende Republik nicht als wahre Republik, sondern als eine Tyrannei der Bourgeoisie an, die dem Volk nicht giebt, was des Volkes ist, und deshalb zu Grunde gehen mag; das Volk verlangt mit Recht gesicherte Arbeit, auskömmlichen Lohn und eine Normalarbeitszeit; ferner allmähliche Gewinnbetheiligung der Arbeiter an den Unternehmungen und schließlich Verstaatlichung sämtlicher Produktionsmittel.

Bekämpfung des Großkapitals, Zusammenschluß der Arbeiterklasse, Organisation von Streiks: Das sind die Hauptgedanken, die auf jeder Seite des Père Peinard wiederkehren.

Daß die Sozialisten im Parlament dem Arbeiter zur Erreichung seiner Ziele verhelfen, glaubt der Père Peinard nicht. Er verachtet grundsätzlich allen Parlamentarismus: die Abgeordneten denken doch nur an sich selbst, nie an das Gemeinwohl.

Durch Gesetzesreformen, behördliche Hilfe, Soldaten und Polizei gedenkt der Père Peinard seinen Zukunftsstaat überhaupt nicht eingeführt zu sehen. Er will die geistige Entwicklung der Massen fördern, sie über ihr wahres Wohl, ihre wahren Interessen aufklären und sie dadurch in den Stand setzen, von selbst, ohne geistlichen Zwang, ohne Behörden oder Polizei das Rechte zu thun.

Der Père Peinard predigt eine Gesellschaft, die der Regierung nicht mehr bedarf, weil sie sich selbst beherrscht. In diesem Sinne ist der Père Peinard Anarchistenblatt: ein Blatt der Herrschaftlosen.

Er ist auch ein Freidenkerblatt: wer keinen Herrscher auf Erden anerkennt, kann auch keine Autorität im Himmel gelten lassen. In dem Priester, der das Weiden hienieden geduldig tragen lehrt und auf das bessere Jenseits vertröstet, sieht der Père Peinard nur den Feind seiner Massenaufklärung. Muß der Proletarier doch, wenn anders er sein Recht auf irdisches Glück erstreiten will, vor Allen aufhören, das Elend seines Daseins geduldig zu tragen. Also keine Kirchen, keine Religion.

Unablässig wiederholt der Père Peinard, daß die ungerechte Vertheilung der Güter und der Hunger die Ursachen aller sozialen Schäden sind. Alle Gewaltthaten, alle Störungen der Gesellschaftsordnung entspringen aus dieser Ursache.

Darum soll durch Erziehung der Massen das Elend beseitigt werden, um

dann der Behörden, der öffentlichen Beaufsichtigung, der Militärgewalt entzathen zu können. Das Arbeiterblatt befürwortet kräftig den Weltfrieden. Es wünscht internationale Vereinigung anstatt nationaler Abschließung, Abschaffung der stehenden Heere und einen aufrichtigen Patriotismus, nicht die „bêtise“ jenes Scheinpatriotismus, der dem Vaterlande durch den Haß des Ausländischen genügt zu haben glaubt. Die internationale Gesinnung des Blattes trat bei seinem ersten Erscheinen in einer bezeichnenden Kleinigkeit hervor. In ihrer Abonnements-einladung wählte die Redaktion für „Ausland“ nicht das übliche Rubrikwort „à l'étranger“, sondern „à l'extérieur“. Dem Père Peinard ist das Ausland nicht die Fremde, sondern nur das außerhalb der Grenzen Liegende.

Ist doch in sozialistischen und anarchistischen Kreisen Frankreichs der Gedanke an einen zukünftigen Bund der Vereinigten Staaten Europas auch sonst nicht selten anzutreffen.

Die Art, wie der Père Peinard seine Bestrebungen vertritt, ist nichts weniger als akademisch. Da wird so volkstümlich wie möglich geschrieben, das gesprochene Wort kommt zu seinem vollen Recht, — und zwar das Argot der quartiers, der Arbeiterfamilie, der Werkstätte, der Fabrik, der Kneipe. François de Malherbe erklärte die Sprache der Sackträger im Seinehafen von Paris für das wahre Französisch; der Père Peinard wäre in diesem Sinne ein unübertreffliches Muster französischer Sprache.

Für den Philologen ist hier eine wahre Fundgrube. Nirgends Verbrauchtes und Abgeblaßtes, überall kräftige Bilder und volkstümliche Neuschöpfungen von Haupt- und Zeitwörtern energischer Prägung, vielfach Wiederaufnahme archaischer Endungen, daneben neue Ableitungen.

Der Père Peinard bringt auf der ersten Seite stets einen politischen Zeitartikel, der die Ereignisse der letzten Wochen resumiert. Die „poussasse de République“, die Republik, die in Wahrheit keine Republik ist und sich nur republikanisch aufbläht, bekommt etwas Ordentliches zu hören. Die Regierung heißt anstatt gouvernement nur: gouvernance (Regirerei), die Senatoren heißen Gorillas oder Senatorialaffen, das Abgeordnetenhaus ist das „Aquarium“; denn die Abgeordneten sind entweder stumme Fresser, wie die Fische, oder nutzlose Spektakelmacher, wie die Frösche.

Die gesammte politische Welt wird als politicaillois bezeichnet. Das bedeutet etwa so viel wie politische Drahtzieherei. Wie die Hühner ihre Eier legen, so die gesetzgebenden Körperschaften ihre Gesetze (pondre des lois).

Nach der Regirerei kommt der Besitz an die Reihe. Da sind les capitalistes (Kapitalisten) und ceux de la haute (zu ergänzen société oder finance). Die Arbeitgeber sind, wie die Senatoren, einfach Affen, der Hausbesitzer ist le proprio (statt propriétaire.)

Alle sind, dem Père Peinard zufolge, Drucker und Schinder, Bucherer und Blutsauger, deren Schlechtigkeiten Legion sind.

Das Volk hingegen heißt les sociaux, les camaros (Kameraden), le popolo, les prolos (Proletariat), les bons fleurs, les bons bougres (die guten Kerle), les pauvres gas (die armen Jungen).

Für die Frauen aus dem Volk, für die Arbeiterinnen ergreift der Père Peinard ebenfalls Partei. Er verlangt gleiche Rechte, vor Allem gleichen Lohn

für sie wie für den Mann und empfiehlt sie dem Wohlwollen seiner Leser als *copines* (weibliche Form von *copain*: Gewatter) oder *pauvres tyresses* (von *type*) oder *bonnes bougresses* (von *bougro*; im Deutschen entspräche Dem etwa: Kerlin, woraus wohl bald durch Volksetymologie „Karline“ werden würde).

Unter dem Titel *Dans les casernes* zählt der Père Peinard alle Fälle von Soldaten-Verstrafungen und -Selbstmorden auf, die bekannt geworden sind. Natürlich hat le pauvre den stets Recht und der *galonnard* (Vorgesetzte) Unrecht. Und für die Ungerechtigkeiten der Militärbehörden genügt dem Père Peinard nicht mehr der landläufige Ausdruck: *rosserie* (von *rosse*, Schindmähre), sondern er erfindet dafür: *vacherie* (von *vache* Kuh, im Argot auch: gemeines, reizloses Weib).

Einen bedeutenden Raum nehmen Ausstandsberichte ein. Ein Bild zeigt unter der Ueberschrift *Grève* den Arbeiter finstet in der Ecke, die Arbeiterfrau, das Gesicht in die Hände vergraben, rings herum die hungernden Kinder.

Da werden Strikennachrichten aus der ganzen Welt zusammengestellt und die Moral ist ständig wie ein Rehrhein: *Les capitalistes s'y connaissent bougrement à exploiter le pauvre monde.* (Die Kapitalisten verstehen sich verteuelt gut darauf, die armen Leute auszubuten). Auf der vierten Seite werden Gedichte mitgetheilt, Bücher besprochen, Versammlungen angezeigt. Besonders rührig ist eine Vereinigung: *Groupe d'études sociologiques et littéraires.* Sie behandelt Gegenstände wie: Hat die Anarchie eine Moral? Sind die Intelligenzen aller Menschen gleich? Ähnliche Themata werden oft behandelt.

Die letzte Seite enthält stets ein großes Bild. Es brachte die Martern der in Montjuich gefangenen Anarchisten. Nach dem Bazarbrande der *rue Jean Goujon* zeigte es den Entwurf eines gemalten Fensters für die Gedächtniskapelle, die auf dem Unglücksgrundstück errichtet werden sollte: ein Priester und ein Jude saßen das Geld der Gläubigen aller Stände ein.

In den Arbeitervierteln wird der Père Peinard viel gelesen; was er sagt, dringt tief ein. Seine Tendenz und sein volkstümlicher Ton tragen gleich viel dazu bei.

Die *bons bougres* und die *pauvres tyresses* verstehen diesen Ton, er geht ihnen ans Herz, er rührt, belustigt, tröstet sie.

La boule ronde statt *la terre*, *bouffer* statt *manger* für „essen“, *turbulner* statt *travailler* für „arbeiten“, *un brin de ruminade* (ein Bißchen wiederkäuen) für „nachdenken“, *venir aux pattes* statt *venir aux mains*, als ob man „Pfotengemenge“ statt „Handgemenge“ sagen wollte: Das ist brollig, anheimelnd und macht lachen.

So wird der Père Peinard denn von den pariser Arbeitern viel gelesen. Er kostet auch nur *deux ronds*, zwei Sous, und „c'est pas du pognon (Taschengeld) mal dépensé.“ Er spricht die Sprache des Volkes, er erbittert vom Standpunkte des Volkes aus dessen Lage und er nimmt für das Volk Partei. Er giebt ihm eine Hoffnung: die hungerlosen und herrscherlosen, aber trotzdem (oder eben deshalb?) wohlgeordnete Gesellschaft. Wie sollte er da nicht gelesen werden?

Paris.

Dr. Käthe Schirmacher.



Waarenhauffe.

Einem Fremden fiel es auf, daß ein hamburger Geschäftsfreund und Waarenhändler an seinem Börsestande fortwährend Berichte von einem Effektenmakler empfing. Er äußerte seine Vermunderung darüber und der Hanseat belehrte ihn: „Sehen Sie, wenn ich mich da jetzt von meinem Platz aus entscheiden soll, ob ich eine Ladung Zucker kaufe oder nicht, und zwanzig Schritte von mir im Saal der Effektenbörse gerade eine Panik in internationalen Renten losgeht, dann warte ich lieber auf billigere Zuckerpreise. Heute hängt Alles in der Welt mit Allem zusammen!“ In diesen Worten lag viel Weisheit; und so kann man von der jetzigen Theuerung fast aller wichtigen Waaren sagen: zuerst stiegen die Papiere, dann die Waaren, dann die Rohstoffe. Dabei spielte überall die Spekulation die selbe Rolle eines bedeutenden Agens. Es ist ganz unmöglich, die riesigen Steigerungen der verschiedensten Waarenpreise aus entsprechender Zunahme des Konsums zu erklären. Heute von weitem Ueberblick gerade über dieses Gebiet versichern mich im Gegentheil, daß allmählich die Syndikatscinflüsse beinahe ausschlaggebend für die Preisbildung geworden sind.

Außer bei ganz kleinen Artikeln, wie etwa dem kürzlich gestiegenen Ceylon-Graphit, mit denen die Spekulation nichts anzufangen weiß, ist heute wohl überhaupt der jeweilige Bedarf nicht mehr entscheidend. Früher war Das anders. Man hatte weder Dampfboote noch Telegraphen über See. Glaubte also z. B. ein Kaufmann auf den Philippinen, daß die Buttervorräthe stark abnähmen, so kaufte er an den Importplätzen möglichst alles Vorhandene auf und verlegte sich nun aufs Warten. Von Manila nach Amsterdam oder Kopenhagen brauchte die briefliche Kaufordre sechs Wochen, das Einlagern vier Wochen, der Transport mit einem Segelschiff vier Monate: Alles in Allem überreichlich Zeit, um den Konsum in arge Bedrängniß zu bringen und mit den höchsten Preisen zu besteuern. Wie haben sich inzwischen aber die Verhältnisse geändert! Steigt Kaffee oder Baumwolle heute in Havre oder Liverpool, so haben Santos oder New-Orleans binnen einigen Stunden bereits telegraphische Nachricht und aus dem innersten Brasilien, aus dem entferntesten Winkel Floridas sind binnen sechs Wochen neue Vorräthe an Kaffee und Baumwolle auf die beiden großen Stapelmärkte gebracht. Gleichgewichtsverschiebungen zwischen Vorrath und Bedarf werden also sehr schnell ausgeglichen.

Da sitzen nun aber in allen Weltstädten reiche und unternehmungslustige Leute, die der Hochfinanz ihr Konförtialwesen abgeguckt und überall Mitläufer aus allen Ständen haben. Man sollte nur wissen, wie viele Eisenhändler oder Kolonialwaarenkäufer an den verschiedensten deutschen Binnenorten eben jetzt an Baumwolle Geld verloren haben. Sie setzen den Großen auf die Finger und setzen sofort auf die selbe Nummer, etwa wie man einem glücklichen Lotospieeler folgen würde. Auch rechnet jedes Syndikat von vorn herein mit ihnen. Es genügt, daß der pariser Say, dessen neueingeführte Aktien schon auf beinahe 1000 Francs stehen, in London und Magdeburg etwas Zucker einkauft, — und zahllose Kleine kaufen, wie der berühmte „Raffineur“, sofort Zucker. Man kann Das auch mit einer Kunstauktion vergleichen: ein bekannter Liebhaber bietet für ein unscheinbares Etwas hundert Mark, — und gleich treiben die aufmerksam gewordenen Sammler den Preis auf Tausend. Noch dazu hat diese Spekulation nicht einmal immer Kapital

nöthig. Wofür ist denn der Terminhandel da? Und der Terminhandel erlaubt wieder Ausgleichungen sogar für lange Zeit im Voraus. Man bedenke nur, daß Kaffee heute schon auf März 1900 gehandelt wird. Auch Pfeffer wird zwischen Batavia und Amsterdam in den größten Quantitäten gewöhnlich schon lange gehandelt, ehe er noch auf der Plantage gewachsen ist.

Erstaunlich ist die Preishöhe des Zinns. Von einst 60 Pfund ist der Preis neuerdings schon bis auf 110 gestiegen; nur einmal, in Schwindelzeiten, ist er bisher noch um 40 Pfund höher gewesen. Der Vorrath der ganzen Welt ist nur 25 000 Tons; da hat denn ein Syndikat leichte Arbeit. Vor zwanzig Jahren betrug der durchschnittliche Vorrath nur etwa 10 000 Tons; die Mehrproduktion kommt aber doch einem steigenden Bedarf zu Gute. Nun ist es, wie ich weiß, eine alte amsterdamer Zinnfirma, die in London, genau wie es vor vielen Jahren schon einmal geschah, ein Hauffe-Syndikat gebildet hat. Das Syndikat fing bei einem Preis von 55 Pfund unter der Hand zu kaufen an und hat bei 99 das Vergnügen, fortgesetzt weiter zu kaufen, Anderen überlassen. Was werden da die Emailirfabriken, die Zinn brauchen, thun? Sie behelfen sich vorläufig wohl, so gut es gehen will, mit Surrogaten und beschränken ihre Abnahme. Sie mögen auch hier und da in direkte Verlegenheit gerathen, aber davon hat das Syndikat noch nichts. Die Erfahrung lehrt überhaupt immer mehr, daß bei stark steigender Konjunktur der Großkonsument zurückhält, weil er an die Beständigkeit einer solchen Hauffe nicht glaubt; bei sinkender Konjunktur wartet er häufig in der Hoffnung auf noch tieferen Preisfall. Die Erfahrenen geben auf Waarenstatistiken nicht allzu viel, da das Entscheidende doch immer der größere oder kleinere Weltvorrath ist. Ausgenommen etwa Kaffee mit seinen Millionenbeständen kann auch ein Ring die Lager, deren Umfang in der Statistik eine Rolle spielt, leicht künstlich verringern. Man würde z. B. 500 Tons Zinn nach New-York verschiffen, 100 Tons nach Petersburg u. s. w. und die Bestände würden diese Quantitäten weniger ergeben, ohne daß sich in Wirklichkeit Etwas verändert hätte. Der Großkonsument ist sehr vorsichtig geworden; wegen etwa 2000 Centnern Kupfer pflegt er bei den verschiedensten Händlern in den Seehäfen telegraphisch anzufragen und er wird noch dazu selten seinen ganzen Bedarf nur von einer Seite beziehen. Der Kleinhändler, der einen gewissen Vorrath immer halten muß, leidet dagegen sehr unter Preiswackelungen. Selbst der ungeheuer wachsende Kupferverbrauch hat Manche nicht daran ire gemacht, daß doch auch hier die Spekulation ihre Hand im Spiel habe. Falls daher einige Metallgeschäfte auf Aktien in diesem Jahre vorzügliche Dividenden abwerfen sollten, so wird Das vielleicht stillen und glücklichen Baisseoperationen zu verdanken sein. Die Metallfirmen wissen eben sehr genau, daß auf alle Hauffestürme immer wieder auch ruhige Witterung folgt.

Wenn Das, was man „gesunden Menschenverstand“ zu nennen pflegt, über die Preisschwankungen entschiede, so wäre es leicht, zu prophezeien. Aber wohin wäre ein Kaufmann damit in den letzten Jahren gekommen? Da in Folge der Insurrektion auf Kuba eine Zuckerproduktion von fast einer Million Tons ausfiel, hätte der Zuckerpreis ja wohl steigen müssen: statt Dessen ging er herunter. Jetzt, da die Beruhigung der Insel eingeleitet ist, geht er wieder hinauf. Kaffee — die einzige Rohwaare, deren Preis nicht gestiegen ist — würde trotz

den ungeheuren Brasilvorräthen ohne Spekulation und Terminhandel höher stehen. Havre und Hamburg sandten ihre Agenten nach Rio, konstatirten die reiche Uebeernte und versandten Circulare auf Circulare in alle Welt, um zum Verkauf zu animiren. Zink steigt fast zusehends und doch scheint es, daß unsere Zinkhütten immer noch mehr produziren können, als der wachsende Bedarf verschlingt.

Wie steht es um Baumwolle? Die Ernte der Union wird auf zwölf Millionen Ballen taxirt; dazu kommen die ägyptische, die indische Ernte u. s. w. Berechnet man die Schiffsladung mit 3000 Ballen, so würde also allein die amerikanische Ernte 4000 Steamer erfordern. Diese zwölf Millionen sind der Schlüssel für die ostasiatische Politik der Vereinigten Staaten, die ein neues gewaltiges Absatzgebiet anstrebt. Trotz Alledem steigt der Preis der Rohbaumwolle. Wiederum ist es die Spekulation, die auf Monate hinaus kauft. Die Leute, die es aushalten können, rechnen eben mit dem gesteigerten Verbrauch. Sind doch die Vorräthe der vorjährigen amerikanischen Ernte, die mindestens 10½ Millionen Ballen betrug, völlig erschöpft. Vor zehn Jahren produzierte die Union noch sechs Millionen Ballen und seitdem ist jeder Jahreszuwachs noch immer verbraucht worden. Die Baumwollspinner mögen allerdings an keine Preissteigerung glauben und verkaufen rasch auf Termin. Ihre späteren Zwangsdeckungen werden dann die Hauffe noch fördern. Trotzdem sollte man sich hüten, die Wirkung der Preistreiberei ohne Weiteres zu generalisiren. Wenn Liverpool um zwölf Uhr mittags eine höhere Notirung hat, so ist Das am anderen Morgen in New-York und Shanghai bekannt. In Folge Dessen hält der Großhändler dort zwar auch den Preis, der Käufer findet ihn aber zu hoch und die Umsätze mit den Fabriken bleiben gering. In den nächsten vierzehn Tagen herrscht dann etwa Stillstand. Und wenn später die Preise wieder niedriger werden und der Händler ganz gern nachgeben möchte, bietet der Konsument womöglich noch weniger. So hat es sich längst herausgestellt, daß der überseeische Kaufmann wohl von der Baisse Verlust, selten aber von der Hauffe Vortheil hat. Auch ist Baumwolle kein Getreide. Essen muß schließlich auch der Kerne; aber wenn der Chinese oder Indier bisher für sein dünnes Gewand vielleicht eine Mark bezahlt hat und dann plötzlich das Doppelte zahlen soll, so trägt er eben seinen alten Rock weiter, bis er ihm in Fetzen vom Leibe fällt. Lohn erhöhungen und Theuerungszulagen für die ärmeren Klassen giebt es drüben doch kaum. Der Fabrikant kann also überhaupt nicht mit einem absoluten Bedürfnis rechnen. Auch säugt Ostindien mit seinen Hunderten von Millionen Menschen bereits an, sich selbst zu versorgen. Man fabrizirt in Bombay bereits Garne und Shirts und färbt sogar schon roth. Uebrigens ist Baumwolle von je her ein Nahrungsmittel gewesen. Während des Sezessionskrieges, als die Ernten vernichtet wurden, stieg der Baumwollpreis von 5 auf 20 Pence und fiel dann auf 6 Pence, ehe die Lage wieder gründlich gebessert war.

Im Ganzen ist also die jetzige Steigerung der wichtigsten Waarenpreise bei Weitem mehr durch die Spekulation als durch das reguläre Geschäft bedingt. Auch wird Jeder, der im realen Waarengeschäft Umschau hält, sich dem Eindruck nicht entziehen können, daß hier das Termingeschäft (nicht etwa das Lieferungs-geschäft) zusammen mit überschüssigem Outsidereapital viel Unheil anrichtet, ohne jemals Segen zu bringen. Die Situation der Märkte wird dadurch ver schleiert und mitunter wird sie durch solche Manöver geradezu gefälscht. Pluto.